

bedürftigkeit, der sich zunehmend durchsetzt und der ja wie kein anderer der christlichen Verkündigung vorarbeitet. „Sogar der Zen-Buddhismus“, schreibt H. van Straelen, „die noch am meisten orthodoxe buddhistische Sekte Japans, hat heute ihre ursprüngliche Lehre verlassen, wonach man die vollständige Reinigung, Erleuchtung oder Rettung durch eigene Kraft erreichen kann. Man spricht nun ganz deutlich von Rettung durch andere Kraft. Die modernen buddhistischen Schriften verraten an vielen Stellen christliche Einflüsse. Buddhistische Mönche nehmen sogar die Heilige Schrift als Betrachtungsstoff. Tatsächlich, die ganze Atmosphäre im japanischen Buddhismus hat sich gewandelt... Dasselbe gilt noch viel mehr von der einheimischen Religion Japans, dem Shintoismus.“

So trifft für Japan genau das zu, was oben als typisch für das Verhalten alter Kulturvölker gegenüber dem Evangelium bezeichnet wurde: die Aufnahmebereitschaft für einzelne Elemente der Frohen Botschaft und die Zurückhaltung gegenüber ihrer Ganzheit. Als Konsequenz ergibt sich, daß die missionarische Verkündigung die Kraft der Elemente verstärken muß, für die eine Aufnahmebereitschaft vorhanden ist, und daß sie sich mit diesen indirekten Erfolgen begnügen muß, in der Hoffnung, daß die Zahl der vollkommenen Bekehrungen zu einem späteren Zeitpunkt wachsen wird.

## Meldungen aus der katholischen Welt

### Aus dem deutschen Sprachgebiet

**Neubesetzung der Diözese Danzig** Am 5. März 1964 starb der in Düsseldorf lebende, aus seiner Diözese vertriebene Bischof von Danzig, Carl Maria Splett. Schon eine Woche später teilte die Nuntiatur in Deutschland mit, daß Papst Paul VI. den bisherigen Bistumskoadjutor, Bischof Edmund Nowicki, zum Nachfolger Spletts und residierenden Bischof von Danzig ernannt hat.

Danzig wurde durch den Vertrag von Versailles aus dem deutschen Staatsgebiet herausgenommen und mit dem umliegenden Gebiet, einem Teil des nördlichen Westpreußen, zur Freien Stadt erhoben. Im Jahre 1925 schuf der Heilige Stuhl für das Staatsgebiet eine eigene exemte Diözese und ernannte Graf O'Rourke, irischer Abstammung, zum ersten Bischof. Sein Nachfolger wurde Splett, ein gebürtiger Danziger.

Der neue Bischof von Danzig stammt aus der Erzdiözese Gnesen. Er wurde 1945 durch Kardinal Hlond zum Administrator des Gebietes von Landsberg a. d. W. ernannt und 1951 von den damaligen Behörden gewaltsam aus seinem Amt entfernt. Dennoch erhielt er 1954 die Bischofsweihe und wurde nach der Machtübernahme durch Gomulka 1956 zum Koadjutor des Bistums Danzig ernannt, das er seitdem für den verhinderten Bischof leitete.

Für die deutschstämmigen Danziger, die wie alle übrigen Deutschen aus den Ostgebieten vertrieben wurden, ernannte der Heilige Vater den Konsistorialrat Anton Behrendt in Münster i. W. zum Apostolischen Visitator. So ist auch ihr kirchlicher Zusammenhalt gewahrt.

Zwischen der Besetzung des Bistums Danzig und der kirchlichen Rechtsstellung der ostdeutschen Diözesen besteht keine Beziehung. Der Heilige Stuhl hatte deshalb auch keinen Grund, mit Rücksicht auf Deutschland die

Besetzung des Danziger Bischofsstuhls zu unterlassen oder hinauszuschieben. Die kirchliche Rechtsstellung von Danzig wird im preußischen und im deutschen Reichskonkordat gar nicht erwähnt, weil Danzig zur Zeit der Konkordatsabschlüsse nicht zu Deutschland gehörte. Auch nach der Wiedereingliederung Danzigs in das Reich, im Jahre 1939, hat die deutsche Regierung kein Recht zur Einflußnahme auf die Besetzung des bischöflichen Stuhles von Danzig erworben. Auch die polnische Regierung besitzt kein solches Recht. Das polnische Konkordat von 1925 enthält keine einschlägige Bestimmung. So ist der Heilige Stuhl in der Besetzung des Danziger Bischofsstuhles kirchen- und völkerrechtlich frei.

In der Erklärung der deutschen Nuntiatur heißt es deshalb mit vollem Recht: „Die Danziger Situation unterscheidet sich dadurch wesentlich von den Verhältnissen in den übrigen Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie, in denen diese Bestimmungen [die Bestimmungen der deutschen Konkordate] maßgebend sind. Unberührt von den heutigen Ernennungen bleibt ebenso das Prinzip, das im *Annuario Pontificio* 1964, S. 74—75 bezüglich des Erzbistums Breslau und der übrigen Diözesen östlich der Oder-Neiße-Linie angegeben ist, wonach der Apostolische Stuhl keine endgültigen Änderungen bezüglich der Diözesangrenzen vorzunehmen pflegt, solange eventuelle Fragen internationalen Rechtes, die jene Gebiete betreffen, nicht mittels Verträgen, die volle Anerkennung erlangt haben, geregelt sind.“

Wie es in der Erklärung der deutschen Nuntiatur ferner heißt, hat der Heilige Vater seine Entscheidung „aus wichtigen seelsorglichen Gründen“ getroffen. Die Gründe liegen auf der Hand. Im Danziger Gebiet leben heute mehr als 400 000 polnische Katholiken. Die Aufgabe des Papstes bestand darin, ihnen die bestmögliche geistliche Versorgung zuteil werden zu lassen. Wenn nicht höhere Rücksichten und Rechte dagegen sprachen, konnte diese nur darin bestehen, daß Danzig wieder einen regierungsfähigen Bischof erhielt, dessen Amt auch bei eventuellen staatsrechtlichen Veränderungen von keiner politischen Macht angefochten werden kann.

### Aus dem Vatikan

**Die Gründonnerstagshomilie Papst Pauls VI. im Lateran**

Während der Liturgie „In Coena Domini“, die der Heilige Vater in der Lateranbasilika feierte, wobei er an Seminaristen des Lateinamerikanischen

Kollegs die Fußwaschung vollzog, predigte er über die Stiftung der heiligen Eucharistie. Dieser Predigt entnehmen wir in eigener Übersetzung folgende Auszüge nach dem „*Osservatore Romano*“ (28. 3. 64).

Der Papst ging davon aus, daß die Konstitution *De sacra Liturgia* die hierarchischen wie gemeinschaftlichen Strukturen der Kirche dem Kultgeschehen möglichst nahebringen wolle. Was jeder Bischof und jeder Priester an diesem Tage zu feiern wünscht, möchte auch der Papst an dem jährlichen Gedenktag des Ursprungs der heiligen Messe persönlich herausstellen. Dafür gebe es noch besondere Gründe.

„Der erste Grund liegt in der vielfältigen Bewegung, die sich in mannigfachen Formen im Schoße der heutigen Gesellschaft ausprägt und sie, selbst ungewollt, zu wesentlich gleichförmigem, ja einheitlichem Ausdruck führt. Das menschliche Denken, die Kultur, das Handeln, Politik,



soziales und wirtschaftliches Leben . . . sind auf eine zusammenführende Einheit gerichtet. Der Fortschritt erfordert sie und hängt von ihr ab, hier liegt der Friede, und er braucht sie.

Das Geheimnis, das wir heute abend feiern, ist ein Geheimnis der Vereinigung, mystischer und menschlicher Einheit, das wissen wir wohl. Und wenn sie sich in einer Sphäre vollzieht, die von der rein weltlichen unterschieden ist, so schließt sie die menschliche Gesellschaft nicht aus, verleugnet und übergeht sie nicht bei diesem Geschehen, sondern setzt sie voraus, pflegt, stärkt und veredelt sie, wenn uns das eucharistische Geheimnis, das wir mit gutem Recht *Communio* nennen, in unaussprechliche Gemeinschaft mit Christus bringt, durch seine Mittler-schaft in Gemeinschaft mit Gott und in Gemeinschaft mit den Brüdern, ob sie nun mit uns am gleichen Tisch vereint sind oder nicht, durch den Glauben, der unsere Herzen eint, durch die Liebe, die sie zu einem Leibe, dem mystischen Leibe Christi, zusammenschließt.

#### *Vorsteher des Liebesbundes*

Der zweite Grund, der, wie gesagt, jeden Priester und jeden Bischof angeht, betrifft hauptsächlich Uns selbst, Unsere Person und Unsere Sendung, die Christus dem Herzen der Einheit der ganzen katholischen Kirche zugewiesen hat, um Uns mit dem Titel auszuzeichnen, den ein Kirchenvater der frühen Kirchengeschichte geprägt hat: ‚Vorsteher der Liebe‘. Es scheint Uns die große und schwere Pflicht auferlegt, hier die menschliche Geschichte zusammenzufassen, die mit dem Opfer Christi wie mit ihrem Licht und ihrem Heil verknüpft ist, dem Opfer, das sich hier widerspiegelt und unblutig erneuert. Uns kommt es zu, ein Mahl zu halten, zu dem in mystischer Weise alle Bischöfe, alle Priester, alle Gläubigen der Erde geladen sind. Es ist die Feier der Brüderlichkeit aller Söhne der katholischen Kirche. Hier ist die Quelle der christlichen Gemeinschaft, die zu ihren Anfängen gerufen ist, ihren konstitutiven transzendenten Prinzipien, aufrechterhalten von nährenden Energien, nicht von irdischen Interessen, die immer zweideutig sind, nicht von politischer Berechnung, die immer fragwürdig ist, nicht von imperialen Ambitionen oder gleichmachender Gewalt, und auch nicht von dem edlen und idealen Traum universaler Eintracht, die der Mensch zwar suchen, aber nicht verwirklichen und bewahren kann. Von Kräften, sagten Wir, aus einem höheren, göttlichen Strom, der Liebe, die Christus uns von Gott erlangt hat und in uns kreisen läßt, um uns zu helfen, ‚eins zu sein‘, wie er eins ist mit dem Vater.“

Aus dieser Besinnung auf das zentrale Geheimnis des Heils rief der Heilige Vater allen Priestern das Wort Christi zu: „Lieben wir einander, wie Christus uns geliebt hat“, und den Gläubigen das andere Wort: „Denkt daran, daß die gegenseitige Liebe in den Augen der Welt das Zeichen eurer Jüngerschaft Christi sein muß. In hoc cognoscent omnes — daran sollen alle erkennen.“

„Und aus diesem Grunde bekräftigen Wir auch hier vor Christus, dem Herrn, Unsern Vorsatz, das Ökumenische Konzil zu einem guten Ende zu führen als ein großes Geschehen der Liebe in der Kirche. Dabei werden Wir der bischöflichen Kollegialität die Bedeutung und den Wert zuerkennen, den Christus seinen Aposteln in der Gemeinschaft und Gefolgschaft mit dem Ersten von ihnen, Petrus, hat verleihen wollen. Und Wir wollen alles fördern, was in der Kirche Gottes die Liebe, die Zusammenarbeit und das Vertrauen mehrt.“

Aus der Feier dieses Liebesmahles richtete der Heilige Vater erstmalig Grüße an die Häupter aller Kirchen, ähnlich wie in der Botschaft von Bethlehem (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 224 f.), aber mit etwas veränderter Akzentuierung: „Wir grüßen aus dieser Basilika, Haupt und Mutter aller Kirchen, alle christlichen Brüder, auch die noch von uns getrennten, die aber danach trachten, die Einheit zu suchen, die Christus als die Einheit seiner Kirche gewollt hat. Wir übermitteln Unsern österlichen Glückwunsch, wohl das erstmal bei so feierlichem Anlaß, den noch nicht mit uns vereinten Ostkirchen, die uns aber im Glauben so sehr verbunden sind. Gruß und österlichen Frieden dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras, den Wir in Jerusalem am lateinischen Fest der Epiphanie umarmt haben. Frieden und Gruß den übrigen Patriarchen, denen Wir damals begegneten. Frieden und Heil den Hierarchen jener alten und ehrwürdigen Kirchen, die zum Vatikanischen Ökumenischen Konzil ihre Vertreter entsandt haben. Friede und Heil auch allen anderen, denen Wir eines Tages, so hoffen Wir vertrauensvoll, in der Umarmung Christi begegnen werden.“

Heil und Frieden der ganzen Anglikanischen Kirche, und zwar wünschen Wir mit aufrichtiger Liebe und gleicher Hoffnung, sie eines Tages erneuert und ehrenvoll in dem einzigen und universalen Schafstall Christi zu sehen.

Heil und Frieden allen anderen christlichen Gemeinschaften, die aus der Reform des 16. Jahrhunderts stammen, die sie von uns getrennt hat. Möge die Kraft der Auferstehung Christi ihnen den rechten und vielleicht langen Weg zur Annäherung in der vollkommenen *Communio* zeigen, während Wir in gegenseitiger Achtung und Wertschätzung versuchen, die Entfernung zu verkürzen und die Liebe walten zu lassen, die, so hoffen Wir, eines Tages siegen wird.“

Der Papst schloß seine Homilie mit einem Friedensgruß an alle, die an Gott glauben; er erinnerte auch hier an seine Pilgerfahrt nach Jerusalem und gedachte der ganzen Menschheit, die Christus angenommen hat.

#### **Das Tagebuch Papst Johannes' XXIII.**

Die geistlichen Aufzeichnungen Papst Johannes' XXIII. sind soeben in der Veröffentlichung begriffen. Sie erscheinen zunächst in italienischer, französischer, englischer, deutscher, flämischer, spanischer, portugiesischer und finnischer Sprache. (Die deutsche Ausgabe wird im Herbst beim Verlag Herder, Freiburg i. Br., erscheinen.)

Das Buch trägt im Original den Titel „Tagebuch einer Seele“ und zeigt die geistliche Entwicklung des verstorbenen Papstes seit seiner Seminarzeit in seinen eigenen Worten. Kardinal Lercaro bezeichnete es auf einer Pressekonferenz am 11. März 1964 als ein Werk von außerordentlicher Bedeutung. In aller Aufrichtigkeit und mit einer in der Literatur nur selten anzutreffenden Wahrfähigkeit enthülle es die Tiefen einer Seele. Zum erstenmal in der Geschichte spreche hier ein Papst vor der Welt mit evangelischer Einfachheit und in schlichten Notizen von sich selbst, während man die Päpste sonst nur in feierlichen Hirtenschreiben und Ansprachen höre. Das Werk sei das Tagebuch eines Menschen, der in seinem ganzen Wesen und Leben nur danach getrachtet habe, den Willen Gottes zu erkennen, um ihm im Gehorsam zu dienen.



**Ostkirchlicher  
Bischof Haupt  
einer lateinischen  
Diözese**

Am 24. März 1964 starb der Erzbischof von Belgrad, Josef Ujčić, der der Diözese seit 1936 vorgestanden hatte. Sein Nachfolger wurde der bisherige Koadjutor, Gabriel Bukatko, der vorher als Apostolischer Administrator der byzantinischen Diözese Križevci das Oberhaupt aller ostkirchlichen Gläubigen in Jugoslawien gewesen war. Es ist in der neueren Kirchengeschichte wohl zum erstenmal geschehen, daß ein Mitglied und Hierarch der Ostkirche zum Oberhaupt einer lateinischen Diözese ernannt wurde, noch dazu in einer Hauptstadt, deren kirchliches Oberhaupt praktisch die Gesamtheit der Katholiken gegenüber der staatlichen Macht und der gesellschaftlichen Öffentlichkeit zu repräsentieren hat (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 486).

*Aus Süd- und Westeuropa*

**Ein spanischer  
Kardinal über den  
Ökumenismus**

Der Erzbischof von Sevilla, José María Kardinal Bueno y Monreal, hat seinen Osterhirtenbrief 1964 dem Thema gewidmet: „Die Bewegung für die Einheit aller Christen in der Kirche Christi“. Dieses Hirtenwort, das in der „Ecclesia“ Nr. 1184 (21. 3. 64) abgedruckt ist, verdient auch über Spanien hinaus Interesse, weil es sehr eindringlich auf die Bedeutung des Ökumenismus in rein katholischen Ländern hinweist.

*Von besonderem Interesse für Spanien*

Der Kardinal nennt eingangs den Ökumenismus — definiert mit den Worten, mit denen er seine Ausführungen überschrieben hat — ein Thema von allerhöchster Aktualität und „eine der charakteristischsten und hoffnungsvollsten Erscheinungen der gegenwärtigen Stunde in der christlichen Welt“. Es sei ein Thema von weltweitem Interesse, aber es sei zugleich von besonderem Interesse für Spanien. „Es wird nicht an Leuten fehlen, die der Meinung sind, daß es uns nicht allzu sehr interessieren kann, weil ja unser Vaterland nicht den religiösen Pluralismus anderer Länder aufweist. Aber gerade deshalb haben wir nicht die Vorgeschichte des Ökumenismus erlebt, verfolgen heute nicht seine Entwicklung aus der Nähe und riskieren daher, weder in ausreichender Weise seine Problematik, noch seine Forderungen, noch die in ihm enthaltenen Hoffnungen zu verstehen. Wir müssen aber über dies alles klare Ideen haben: als Katholiken, als Menschen unserer Zeit und sogar als Spanier...“

Es gibt heute kein ‚Sentire cum Ecclesia‘, wenn wir nicht im Einklang stehen mit dem Schmerz der Kirche über die Spaltungen in der großen christlichen Familie und mit der Kirche alle Mühen aufwenden, um diese zu überwinden... Auch Spanien, trotz seiner erfreulichen katholischen Einheit, empfindet bereits das Problem der Spaltungen unter den Christen. Die Massenkommunikationsmittel machen uns mit den religiös pluralistischen Völkern bekannt. Die großen Ströme des heutigen Tourismus führen Spanier zu andersgläubigen Nationen und bringen Ausländer aller Religionen bis in die entferntesten Ecken unseres Landes.“

*Kein egalitärer Ökumenismus*

Der Kardinal befaßt sich dann mit verschiedenen falschen Begriffen von Ökumenismus, zunächst mit dessen Gleichsetzung mit unbedingtem Irenismus, selbst auf Kosten der Wahrheit. Er hält diese Tendenz heute für über-

wunden. Ein längerer Abschnitt gilt aber dann der fälschlichen Gleichsetzung von Ökumenismus und Egalitarismus: „Einige Förderer der ökumenischen Bewegung wollten einmal, daß alle ihre Mitglieder sich den Grundsatz zu eigen machten, daß keine christliche Gemeinschaft die wahre Kirche Christi sei. Sie glaubten, daß alle gleich weit vom Ideal entfernt seien. Noch heute glauben viele Protestanten, daß die Einheit der Kirche in den verschiedenen historischen Krisen Schiffbruch erlitten habe und daß daraus die bedauerlichen Spaltungen entstanden seien. Sie folgern daraus, das letzte Ziel des Ökumenismus sei nicht die Suche der Einen und Katholischen Kirche dort, wo sie ist, sondern deren Aufbau aus verschiedenen Elementen, die in den an Christus glaubenden Gemeinschaften verstreut seien. Am Tisch einer ökumenischen Bewegung Platz zu nehmen, würde nach dieser Hypothese für jede einzelne christliche Gemeinschaft gleichbedeutend sein mit der Leugnung, daß sie die wahre Kirche ist, in der die Einheit über alle Schiffbrüche hinweg erhalten blieb.“

Ein solcher Ökumenismus ist für die katholische Kirche unannehmbar; er ist es alles in allem auch für unsere Brüder in der östlichen Orthodoxie. Wir wissen, daß die Kirche ihre innere wesenhafte Einheit nicht verloren hat, so groß auch die Spaltungen unter Christen geworden sind. Unser Glaube versichert uns, daß das Endziel des Ökumenismus nur die Entdeckung dieser Einheit von seiten unserer Brüder sein kann, die sie verloren haben.

Niemand darf von dieser Versicherung ableiten, wir Katholiken seien der Ansicht, daß wir zugunsten der Einheit nichts anderes zu tun brauchten, als auf die Rückkehr abtrünniger Brüder zu warten. Nein! Auch wir müssen viel arbeiten, um die Stunde der vollkommenen Einheit zu beschleunigen. Wir müssen uns von unseren Sünden reinigen, damit diese nicht die Wahrheit der Kirche trüben. Wir müssen uns vorbereiten, um nicht die wandelbaren Elemente unserer besonderen Traditionen mit jenen wesenhaften und universellen Werten zu verwechseln, die Christus gefordert hat. Wir müssen unsere Arme mehr und mehr öffnen, wir müssen hinausgehen an die Wege und Zäune, wo die getrennten Brüder sind, und ihnen zeigen, daß die Tore des gemeinsamen Vaterhauses sperrangelweit und in ängstlicher Hoffnung offenstehen.

Kann die Kirche dann überhaupt an der ökumenischen Bewegung teilnehmen, obwohl sie doch diesen unbeirrbareren Glauben an ihre eigene Wahrheit hat? Die Antwort müßte negativ ausfallen, wenn der Ökumenismus einen Verzicht auf diese Gewißheit bedeuten würde. Aber dieser egalitäre Ökumenismus ist als Prinzip der ökumenischen Bewegung bereits überwunden, was zum Teil den Orthodoxen zu danken ist. Als die Orthodoxie sich den ökumenischen Zusammenkünften anschloß, mußte sie Bedingungen stellen. Deren erste war, daß die Teilnahme am runden Tisch der verschiedenen Konfessionen zwar die Annahme einer Gleichheit in dem Sinne war, daß keine Privilegien in der Führung des Dialogs bestünden (taktische Gleichheit), aber niemals die Zulassung der Gleichheit aller auf dem prinzipiellen Sektor (dogmatische Gleichheit), als ob eine Konfession auf ihre innerste Überzeugung verzichten müßte, die wahre Kirche Christi zu sein.“

*Das Gemeinsame statt des Trennenden*

Der Hirtenbrief befaßt sich dann mit den unmittelbaren Nahzielen des Ökumenismus: „Wir Katholiken müssen alles kennenlernen, was die getrennten Brüder mit uns



gemeinsam haben — mindestens ebensowohl, wie wir uns bis heute, getrieben von einem polemisch-apologetischen Geist, darum bemüht haben, die Unterschiede zwischen ihnen und der katholischen Kirche zu kennen... Jede christliche Gemeinschaft hat bisher ganz in sich selbst verschlossen gelebt. Wir kennen einander nicht und können deshalb einander nicht verstehen...“

Der Kardinal nennt das bahnbrechende Beispiel Papst Johannes' XXIII.: „Sein Leben war das bewundernswerte Beispiel für die Wirksamkeit der Heiligkeit für die Einheit aller Christen. Papst Johannes schrieb keine großen theologischen Traktate über die Einheit der Kirche. Er berief keine Unionsversammlungen ein. Aber wenige Menschen haben wohl für die Einheit der Christen so viel getan wie er. Seine evangelische Einfachheit, seine bezaubernde Demut, seine offenherzige Frömmigkeit, seine verführerische Liebe erzielten das erstaunliche Wunder, daß in vier Jahren eine Arbeit geleistet wurde, die vor ihm eine Aufgabe für Jahrhunderte zu sein schien. Dieser Wert eines echten christlichen Lebens für die Einheit ist für uns Spanier von besonderem Interesse. Viele von euch treffen nie in ihrem Leben einen getrennten Bruder. Aber Spanien ist in der Welt bekannt als eine katholische Nation. Unsere sozialen Sünden, die unserem Glaubensbekenntnis widersprechen, bilden eine besondere Art von Skandal, den die nichtkatholischen Christen gegen die Kirche ins Feld führen können. Wenn dagegen unser soziales Leben sich ebensowohl durch christliche Tugenden auszeichnen würde, wie es durch das Bekenntnis des Glaubens und die Kultfeiern hervorsteht, so könnte Spanien als katholische Nation ein Leuchtturm sein, der die Aufmerksamkeit vieler getrennter Brüder auf jenen Glauben lenkt, der unser Leben erfüllt.“

#### *Der spanische Katholizismus muß lieben lernen*

Der Kardinal nennt Gerechtigkeit und Liebe als die beiden Grundtugenden, gegen die sich die Spanier so oft versündigen. Längere Ausführungen widmet er dem Gebot der Liebe speziell zwischen den Konfessionen in Spanien: „Große Dörfer unserer Erzdiözese haben keinen einzigen Protestanten und keinen einzigen Orthodoxen. Große Gebiete wissen von ihnen nur vom Hörensagen. Es ist deshalb verständlich, daß ein Katholik unseres Landes nicht das gleiche Interesse haben kann, den Protestantismus oder die Orthodoxie kennenzulernen, wie es die Katholiken anderer Länder drängt, in denen verschiedene christliche Konfessionen zusammenleben. Für den Spanier genügt es im allgemeinen, eine ungefähre Vorstellung über die unterscheidenden Charakteristiken jeder einzelnen der getrennten christlichen Gemeinschaften zu haben. Aber ich wage zu sagen, daß wir im Gegensatz hierzu in unserer Haltung gegenüber den getrennten Brüdern eine noch viel größere Verpflichtung zur Liebe haben als die Katholiken religiös pluralistischer Völker. Die Geschichte Spaniens wurde lange Zeit hindurch durch religiöse Kämpfe geprägt: zuerst gegen die Muselmanen, dann gegen die Protestanten. Diese Tatsache von vielfach säkularer Bedeutung hat in unserer Existenz und sogar in unserem religiösen Stil ihre Spuren hinterlassen: kämpferisch zu sein und die Trennungslinien mehr zu lieben als den Dialog. Wir stehen noch vor der Aufgabe, unseren Glauben durch die Liebe zu veredeln, ohne auf die Kraft unserer Rechtgläubigkeit zu verzichten. Denn unsere Sicherheit in der katholischen Wahrheit gibt uns kein Recht, über den guten Glauben oder die Arglist anderer

zu Gericht zu sitzen, die in einem größeren oder kleineren Irrtum befangen sind.

#### *Proselytistische Sekten*

In dieser Hinsicht ergibt sich eine besondere Schwierigkeit durch einige protestantische Sekten, die einen aggressiven Proselytismus pflegen und sich dabei wirklich gotteslästerlicher Ausfälle gegen die Eucharistie und die Gottesmutter sowie manchmal schmutzigen Spotts gegen den Papst bedienen. Das einfache Volk weiß aber nicht die Zeugen Jehovas oder die Adventisten des Siebten Tages etwa von den Anglikanern oder den Evangelischen zu unterscheiden. Sie identifizieren alle unter dem Gattungsbegriff von Protestanten und werden durch die zügellosen und unwürdigen Mittel der ersteren in ihrer harten Gegnerschaft bestärkt.

Aber die Liebe und die Gerechtigkeit verpflichten uns zu einigen Unterscheidungen. Die verwerfliche Haltung einiger Sekten darf nicht allen übrigen protestantischen Konfessionen zugeschrieben werden. Der entschieden niedrige Proselytismus einiger sogenannter Christen berechtigt uns nicht, die guten Absichten anderer abzuwerten. Liebe und Gerechtigkeit fordern von uns eine Haltung, die die moralische Aufrichtigkeit jener respektiert, die guten Glaubens dem Gebot ihres Gewissens folgen. Halten wir uns vor Augen, daß auch sie, obwohl sie zu einer anderen christlichen Gemeinschaft als der unsrigen gehören, in der Gnade Gottes leben können und von ihrem Glauben an Christus genährt werden. Sie können sogar höchste Grade der Heiligkeit erreichen, weil der Geist Gottes auch sie in fruchtbarer Weise belebt.

#### *Verpflichtung auch für die Nichtkatholiken*

Es ist klar, daß die gleiche Tugend der Liebe auch die nichtkatholischen Christen in ihren Beziehungen zu uns katholischen Brüdern verpflichtet. Auch sie müssen uns respektieren, wie wir sie respektieren müssen. Wir vermissen diese Liebe beispielsweise bei einem Protestanten, der sich nicht damit zufriedengibt, seinen Glauben zu bekennen, sondern den Glaubensabfall einiger unserer ungebildeten Gläubigen durch Bestechungen oder materielle Versprechungen zu erkaufen sucht. Wir vermissen diese Liebe bei jenen, die unser Zusammenleben mißbrauchen, indem sie uns durch schriftliche oder mündliche Angriffe gegen die Eucharistie, die Gottesmutter oder den Papst im Tiefsten verletzen. Wir vermissen diese Liebe bei jenen, die unsere Marienverehrung als Götzendienst abtun, ohne sich jemals bemüht zu haben, unser katholisches Dogma und sogar unsere Psychologie zu verstehen. Ihr wißt wohl, geliebte Söhne, daß ich nicht etwa Dinge aus dem Blauen erfinde. Ich könnte wiederholte Beispiele aus unserem Sevilla beiziehen oder einige blasphemische Kleinschriften vorzeigen, die durch bestimmte Sekten unter unseren Gläubigen verteilt wurden.

Ich hatte auch bei der Konzilsdebatte im vergangenen Jahr festgestellt, daß wenige Dinge den Fortschritt der ökumenischen Bewegung so sehr gefährden wie dieser listige und ungerechte Proselytismus, wie er in einigen Sekten üblich ist. Ich weiß, daß dieses Vorgehen von anderen protestantischen Gemeinschaften ausdrücklich abgelehnt wird, aber das halsstarrige Beharren einiger auf diesem niedrigen Proselytismus muß unser Volk ärgern und hindert es auf dem Weg zum gegenseitigen herzlichen Verständnis, das doch die erste Bedingung für weitere Erfolge auf dem Wege zur Einheit darstellt.“



Im letzten Teil seines Hirtenbriefes kommt Kardinal Bueno y Monreal nochmals auf die Aufgaben für die spanischen Katholiken zurück: „Nur der Katholik, der entsprechend dem allgemeinen Niveau seines Wissens seinen Glauben anerkennt, kann sich gefahrlos inmitten anderer Konfessionen bewegen. Kontakte mit nicht-katholischen Brüdern gefährden dann nicht seinen Glauben, sondern stärken ihn, denn ein gebildeter Katholik weiß zwischen den größeren oder kleineren Irrtümern einer religiösen Konfession und der persönlichen Rechtschaffenheit jener zu unterscheiden, die dieser Konfession guten Glaubens anhängen. Die Tugenden, die er andererseits bei einigen getrennten Brüdern bewundern kann, dienen ihm als Anreiz für sein eigenes Leben und vermehren seine Verantwortung als Christ im vollen Besitz der geoffenbarten Wahrheit angesichts des moralischen Beispiels jener, die doch nur einen Teil der christlichen Wahrheit besitzen. Zugleich müssen wir alle danach streben, unseren Lebensweg aus eigenen Entscheidungen zu gehen, indem wir den Vorschriften unseres gebührend gebildeten Gewissens und unseres auf die Übung der Tugenden gerichteten Willens folgen. Dies alles gilt um so mehr, auf je höherem kulturellem, menschlichem und sozialem Niveau der einzelne steht. Obwohl der Staat die Pflicht zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Moral und zur Förderung des religiösen Wohls als eines Grundelements des Gemeinwohls hat, ist es doch kein Ideal, daß der Glaube und die Moral eines Volkes durch Verfügungen des Staates aufrechterhalten werden müssen...“

**Erzbischof Heenan und die christlich-jüdischen Beziehungen**

Genau zwei Monate nach dem Amtsantritt des neuen Apostolischen Delegaten für Großbritannien, Erzbischof Igino Cardinale, eines guten Kenners der kirchlichen Verhältnisse in England, und nach seinem freundlichen Empfang auch durch den Primas der Anglikanischen Kirche, Erzbischof A. M. Ramsey von Canterbury (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 337), hat die eingeleitete Verbesserung des Klimas zwischen Rom und Canterbury neue Früchte getragen: Erzbischof Heenan von Westminster hat eine Revision des Austritts aus dem Britischen Rat für Christen und Juden angekündigt. Wenige Wochen darauf vollzog Papst Paul VI. mit seinem Friedensgruß an die Kirchen vom Gründonnerstag eine folgenreiche Bereinigung eines beanstandeten Teils des Schemas „De Oecumenismo“, das im 3. Kapitel die Anglikaner nicht eigens als Kirche von den Gemeinschaften des 16. Jahrhunderts abhob: „Heil und Frieden der ganzen Anglikanischen Kirche, und zwar wünschen Wir mit aufrichter Liebe und gleicher Hoffnung, sie eines Tages erneuert und ehrenvoll in dem einzigen und universalen Schafstall Christi zu sehen“ (vgl. ds. Heft, S. 366). In Gegenwart des Erzbischofs von Canterbury, des Großrabbiners von Großbritannien und des Moderators der Freikirchen hielt der Erzbischof von Westminster, Dr. John C. Heenan, vor der 21. Generalversammlung des Rates der Christen und Juden am 5. März 1964 eine Ansprache. Es war das erste Mal seit 1954, daß ein römisch-katholischer Bischof eine Versammlung dieser Organisation besuchte, die auf nationaler Ebene die Beziehungen zwischen Christen und Juden sowie zwischen den Rassen überhaupt pflegt. Vor zehn Jahren traf das

Heilige Offizium die bedauerliche Entscheidung, den britischen Katholiken die Mitarbeit in dieser Körperschaft und jegliche Kontakte zu verbieten. Der neue Erzbischof legte jetzt die Gründe dar, die zu jener Entscheidung führten, die inzwischen wieder aufgehoben ist, und er machte dabei auch einige wichtige Bemerkungen zu dem Kapitel über die Juden im ökumenischen Konzilsschema. Er sei sich wohl bewußt, so sagte er, daß durch die Entscheidung des Heiligen Offiziums eine schwere Enttäuschung, wenn nicht sogar ein Skandal unter den jüdischen Mitbürgern hervorgerufen worden sei, zumal sie ganz plötzlich kam und selbst vor Kardinal Griffin, einem der Präsidenten, nicht haltmachte.

*Ein Mißverständnis in Rom*

Die Entscheidung beruhte auf einem Mißverständnis. Damals bestand ein Plan, einen Internationalen Rat der Christen und Juden zu begründen, und zu diesem Zweck hatten zwei Versammlungen außerhalb Englands stattgefunden. Dabei waren gewisse Dinge ausgesprochen worden, die im Gegensatz zu katholischen Grundsätzen stehen, und im Vatikan war man alarmiert. Hätte man den Ansichten gewisser Leute Folge geleistet, dann wäre das Resultat ein religiöser Indifferentismus und das Ende jeder konfessionellen Lehre gewesen. Das Mißverständnis lag darin, daß diese Ansichten wohl von einem oder zwei Mitgliedern des Britischen Rates geäußert worden sein mochten, aber nicht die Auffassung des Rates selbst darstellten.

Was die Angelegenheit noch mehr verwickelte, war die Tatsache, daß es nie einen Internationalen Rat der Christen und Juden gegeben hat. Nie sind seine Satzungen beschlossen worden, und er hatte nie eine juristische Existenz. Aber es war genug darüber gesprochen worden, um den Heiligen Stuhl zu der Meinung zu bringen, es handle sich um eine gefährliche Bewegung und Mitglieder des Britischen Rates der Christen und Juden seien in weitem Umfang verantwortlich für das ganze Projekt. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die englischen Katholiken aufgefordert wurden, sich zurückzuziehen. Sie taten das mit dem größtmöglichen Widerstreben. Kardinal Griffin verhandelte mit dem Vatikan über eine weitere Untersuchung. Aber die Order war gegeben, und die Bischöfe, die von ihrer eigenen Herde Gehorsam erwarten, hatten selber ein gutes Beispiel zu geben, indem sie der Autorität gehorchten, auch wenn sie sie für teilweise falsch informiert ansahen.

*Kardinal Ottaviani hebt den Bann auf*

„Das ist ein allgemeines Bild von dem, was sich, wie ich hörte, in jenen früheren Tagen ereignet hat. Als sicher kann ich nur das mitteilen, was ich selbst miterlebt habe. Als ich noch Erzbischof von Liverpool war, kam ich in Begleitung eines anderen Bischofs in das Heilige Offizium, um Kardinal Ottaviani zu besuchen, der, ungeachtet der Ansicht ängstlicher junger katholischer Journalisten, in Wirklichkeit ein sehr vernünftiger Mann ist. Ich setzte ihm auseinander, daß, seitdem unter allen Katholiken nur die von England und Wales aufgefordert worden waren, sich vom Rat der Christen und Juden zurückzuziehen, intelligente Menschen nur folgern könnten, wir hätten uns selbst auf unsern eigenen Wunsch hin isoliert. Ich sagte ihm, daß das Ergebnis in jeder Weise unglücklich wäre, und bat den Kardinal, diesen Erlaß vom englischen katholischen Volk hinwegzunehmen. Der Kardinal



stimmte sofort zu, daß die Zeit gekommen sei, um den Bann aufzuheben.

Ich kann nicht sagen, warum das Heilige Offizium so handelte. Es ist höchst ungewöhnlich, daß ein Antrag einer Hierarchie ignoriert wird. Gewöhnlich empfängt der Heilige Stuhl seine Information von den Bischöfen einer jeden Region. Immerhin, weil eine Information vorlag, die, wie wir jetzt wissen, nicht richtig war, aber doch genügend auf Tatsachen gestützt, so daß es unmöglich war, sie zu übergehen, kam man zu dem Entschluß, daß die Katholiken unseres Landes sich zurückziehen müßten.“ Diese Maßnahme sei jetzt zurückgezogen, zur großen Freude der Katholiken, und es werde alles wieder werden wie zuvor.

#### *Verschiedene Auffassungen des Wortes „Jude“*

Im zweiten Teil seiner Ansprache beschäftigte sich der Erzbischof mit der Konzilsvorlage über die Juden im Schema über den Ökumenismus, vom Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen ausgearbeitet worden ist. Er sagte, daß das Sekretariat den Begriff der Einheit der Christen nicht auf die christlichen Denominationen beschränkt, sondern auch die Juden mit einbezogen habe. Im Entwurf des Schemas über den Ökumenismus habe man das vierte Kapitel den Juden gewidmet und einfach „De Judaeis“ überschrieben. Man habe angenommen, daß der Gegenstand so klar sei, daß er keiner langen Diskussion bedürfe und nach einer mehr formalen Debatte angenommen werden würde. Aber die Mitglieder des Sekretariates für die Einheit, zu denen auch Erzbischof Heenan gehört, machten die Erfahrung, daß theologische Probleme, wenn sie mit politischen verknüpft sind, schwieriger werden. „Wir müssen daran denken, daß für verschiedene Leute das Wort ‚Jude‘ eine verschiedene Antithese hat. Für manche heißt es: Jude und Araber. Das erklärt die Schwierigkeiten, die sich bei der Zweiten Session des Konzils in der Diskussion ergaben.“

#### *Der Osten wahrt sein Gesicht*

Auf dem Konzil wurden zwei ganz verschiedene Einwände erhoben. Der erste kam von Bischöfen Asiens und des Fernen Ostens. Sie vertraten die Meinung, ein Kapitel über die Juden sollte in dem Schema über die christliche Einheit keinen Platz finden. Wenn man die Juden einschloße, würde man riskieren, die Buddhisten, Moslems und Hindu, in deren Mitte sie lebten, zu beleidigen. Die Juden einzuschließen, die anderen nicht-christlichen Religionen dagegen nicht, das fordere die Kritik und die Verfolgung seitens der Heiden heraus. Deshalb war es nach ihrer Meinung unklug, dieses Kapitel als ein Teilstück des christlichen Ökumenismus zu behandeln.

Die Bischöfe aus dem Mittleren Osten hatten andersartige Gründe gegen die Aufnahme dieses Kapitels in das Ökumenisschema. Sie sagten, es wäre ein Mißverständnis, Verfolgung als etwas zu definieren, wovon nur das jüdische Volk betroffen worden sei. In ihrer Diözese lebten Tausende von Arabern, die in den Händen der Juden Verfolgung erlitten hätten. Jede Auswahlbehandlung der Verfolgung würde höchst unwillkommen sein. Sie sagten deshalb, nicht nur die Verfolgung der Juden, sondern die Verfolgung jedes Volkes, gleichviel welcher Rasse und Religion, sollte in der Behandlung des Ökumenismus ihren Platz finden. Beide Einwände haben nichts zu tun mit Antisemitismus. Sie bezogen sich nur auf Ort und Stelle, an der dieses Kapitel plazierte worden war.

Das Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen

war sich einig in der Meinung, daß die Behandlung der jüdischen Frage auf dem Vatikanischen Konzil einen Platz erhalten müsse. Man fühlte und fühlte sehr stark, daß die katholische Kirche diese Gelegenheit gebrauchen müsse, um im Namen aller Christen ihren Abscheu auszudrücken, mit dem sie die Ereignisse dieses Jahrhunderts betrachtet, in dem ein christliches Volk sich gegenüber dem jüdischen Volk unerhörter Grausamkeit schuldig gemacht hat. Es wäre aber auf einen tragischen Irrtum hinausgekommen, wenn Kardinal Bea auf einer Abstimmung bestanden hätte, da das Konzil erst in den letzten Tagen der Zweiten Session an die Diskussion dieses Themas gelangt war. Sicher würde sich für die Vorlage eine große Mehrheit gefunden haben. Aber wenn auch nur wenige Bischöfe dagegen gestimmt hätten, würde das den Eindruck hinterlassen haben, als gäbe es auf dem Konzil antisemitische Prälaten, eine Travestie der Wirklichkeit!

Man kann über die Verfahrensfragen und über die Platzierung des Schemas über die Juden verschiedener Meinung sein. „Eins ist sicher. Wir alle sind entschlossen, daß die größte Bischofsversammlung in der Geschichte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wird, den Antisemitismus und alle Bigotterie und Intoleranz zu verurteilen.“

„Wir sind uns dessen bewußt, daß wir, wie Pius XI. sagte, alle geistig Semiten sind. Wir wissen andererseits, wie oft die Christen selber verantwortlich waren für eine anti-jüdische Einstellung. Es ist christliche Tradition, daß die Juden Christus getötet haben. Das ist natürlich richtig, aber was so oft vergessen wird, ist, daß alle Menschen in der Geschichte des Evangeliums Juden waren, und deshalb ist es nicht bezeichnend, daß es ein Jude war, der Christus tötete; doch der Ungebildete kann dadurch leicht in die Irre geführt werden. Wir wissen auch, wie leicht eine schlechte Geschichtsdarstellung die Leidenschaften der Ungebildeten entzünden kann. Noch haben wir in unseren Schulen Beispiele aus der englischen Literatur, die den Haß gegen das jüdische Volk gefördert haben.“

„Deshalb möchte ich versichern und immer wieder versichern, daß die Gründe für die Verschiebung der Abstimmung im Vatikanischen Konzil auch hintergründig nichts zu tun haben mit anti-jüdischem Gefühl. Es ist ein theologisches Problem. Ohne Zweifel werden die Väter auf der nächsten Session freudig bereit sein, abzustimmen und die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf das Übel des Antisemitismus zu lenken.“

#### *Anglikanisches Echo*

Das Ereignis dieser bedeutenden Ansprache des römisch-katholischen Erzbischofs fand eine günstige Würdigung in einem längeren Bericht der anglikanischen „Church Times“ (26. 3. 64). Er umrahmte ein Photo, auf dem man sah, wie Erzbischof Heenan dem Oberrabbiner Dr. Israel Brodie die Hand reichte, während Erzbischof Ramsey zwischen beiden als zufriedener lächelnder Zeuge stand. Dazu hieß es: „Dieses Ereignis wirft sein Licht auf die Heilung eines Bruches zwischen den römischen Katholiken und dem Rat der Christen und Juden. Es beleuchtet auch eine der Gefahren, von denen der Rat weiß, daß er sie meiden muß — den religiösen Indifferentismus.“ Die „Church Times“ gab sodann eine ausführliche Geschichte des Britischen Rates von Christen und Juden (CCJ) und erklärte auf diese Weise auch das Ausscheiden der römischen Katholiken vor zehn Jahren, ohne jedoch auf die Beziehungen Roms zur Anglikanischen Kirche einzugehen.



Mitte März erfolgte ein weiterer Schritt der Annäherung. Erzbischof Heenan empfing in seinem Palais leitende Vertreter des Britischen Kirchenrats, dem die Anglikanische Staatskirche und die evangelischen Freikirchen angehören, zu einem Gespräch über Fragen der Mischehe und andere gemeinsam interessierende Themen. Mit dieser Zusammenkunft nahm der Erzbischof eine Bitte des Britischen Kirchenrats auf, der um ein Gespräch über diese Fragen gebeten hatte. Über die Ergebnisse wurde nichts bekanntgegeben, jedoch hieß es in einer Verlautbarung des Britischen Kirchenrats, die Zusammenkunft sei „charakteristisch für die neuen Beziehungen“ zwischen der römisch-katholischen Kirche und den übrigen Kirchen gewesen (epd, 19. 3. 64).

### Aus Amerika

**Brasilien am Rande des Abgrunds** Seit dem Sturz der Monarchie in Brasilien (1889) sagt man fast sprichwörtlich, das Land bewege sich am Rande eines Abgrunds. Damit will man freilich nicht die damals eingeführte republikanische Staatsform verantwortlich machen, sondern nur ein ungefähres Datum für den Beginn einer Dauerkrise angeben, der allerdings nicht zufällig mit dem konstitutionellen Szenenwechsel zeitlich zusammenfällt. War ja doch bereits die Monarchie infolge sozialer und wirtschaftlicher Strukturveränderungen, vor allem der Abschaffung der Sklaverei im Jahre 1888, zusammengebrochen. Im Zusammenhang damit und mit dem allerdings noch schüchternen Beginn einer Industrialisierung und dem Wachstum der Städte war ein neues bürgerliches Bewußtsein erwacht, das nun im Einklang mit dem übrigen Amerika nach einer republikanischen Staatsform verlangte. Daran, daß sich seit 1889 Brasilien am Rande eines Abgrundes bewegt, ist also nicht der Sturz der Monarchie schuld, sondern wohl eher die Tatsache, daß ein steiler Aufstieg nie und nirgends möglich ist, ohne daß man sich der Gefahr eines Absturzes aussetzt.

Das sollte man immer gegenwärtig haben, wenn man die Ereignisse der letzten März- und der ersten Apriltage dieses Jahres in größerem Zusammenhang verstehen will, die in der Absetzung des Präsidenten Goulart gipfelten. Daß es dabei nicht zu einer eigentlichen Staatskrise kam, liegt nur daran, daß die brasilianische Verfassung, durch Erfahrung gewitzigt, auch für die extremsten Fälle ein konstitutionelles Dispositiv in Bereitschaft hält, so daß die formale Rechtskontinuität stets gewahrt bleibt. Daß der drohende Bürgerkrieg in letzter Minute verhindert werden konnte, ist sowohl eine Folge politischer Vernunft aller Beteiligten wie des lebenswürdigen Volkscharakters, der Gewalttätigkeiten verabscheut und durch die Tugenden von Geduld und Hoffnung zu elastischer Nachgiebigkeit neigt.

Wie war es nun zu der letzten dramatischen Krise gekommen, und worum ging es dabei eigentlich? Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sich Brasilien am Vorabend einer von der Regierung gelenkten, kommunistisch orientierten, für Kuba, Moskau und Peking gleichermaßen offenen Revolutionierung befand. Acht Tage vor der letzten Zuspitzung hatte der Kardinal von Rio de Janeiro, Erzbischof Jaime de Barros Câmara, im Rundfunk erklärt: „Jeder Tag kann den Umsturz bringen. In den höchsten staatlichen Stellen sitzen die revolutionären Drahtzieher. Und wenn diese Mächte die Gewalt in die

Hände bekommen, werden die Priester und die katholischen Führer ermordet, die Kirchen angezündet, die Klöster ausgeraubt werden, und barbarische Grausamkeit wird uns regieren... Unter den Augen einer willfährigen Regierung verfolgt der Kommunismus mit eiserner Logik seine Ziele zum Schaden unseres Volkes, das sich nicht zu verteidigen weiß. Geschieht doch alles unter einer Obrigkeit, die seine Rechte schützen müßte. Und diejenigen, die am meisten verpflichtet wären, Gegenmaßnahmen zu ergreifen, benehmen sich, als sei schon alles verloren. In den höchsten politischen Kreisen finden die Warnungen der Bischöfe keinen Widerhall mehr, obgleich das Volk angesichts der nahenden roten Sturzwelle in Ängsten lebt.“ Der Kardinal bezog sich dabei auf einen „Plan zur Volksmobilisierung“, der von dem Schwager des Staatspräsidenten, dem linksradikalen Abgeordneten Leonel Brizola, ausgearbeitet war und eine kommunistische Machtergreifung in Brasilien in die Wege leiten sollte.

### Die Politik Goularts

Kein Zweifel, daß die Stimme des Kardinals vernommen wurde. Dabei bedurfte es nicht einmal so sehr der Berufung auf das erwähnte Dokument; die offiziellen Taten der Regierung Goulart hatten gerade in letzter Zeit deutlich zu erkennen gegeben, wohin der Kurs ging. Man erinnert sich, daß über dem Regierungsantritt des Präsidenten bereits die gleiche Wolke des Mißtrauens gehangen hatte, die sich jetzt über seinem Haupte entladen sollte. Goulart war sowohl mit Kubitschek wie mit Jânio Quadros zum Vizepräsidenten gewählt worden, obwohl er einer anderen Partei angehörte als die Präsidenten — eine seltsame Eigenheit des brasilianischen Wahlrechtes. Nach dem brüskten Amtsverzicht von Jânio Quadros wollten gewisse Militärkreise sein automatisches Nachrücken verhindern. Fast wäre es schon damals zu einem Bürgerkrieg gekommen, zumal Leonel Brizola, damals Gouverneur des Staates Rio Grande do Sul, ganz offen mit Gewalt drohte. Man fand indessen den Ausweg einer ad hoc improvisierten Verfassungsänderung, derzufolge das parlamentarische System an die Stelle der Präsidialverfassung trat. Goulart fügte sich widerwillig, tat aber alles, um zu beweisen, daß dieses System zu anarchischen Zuständen führen müsse, wobei der Kongreß ihm freilich die Beweismittel selber lieferte. So hatte er leichtes Spiel, als er durch eine Volksabstimmung die Wiederherstellung der Präsidialverfassung bestätigen lassen wollte. Indessen war viel Zeit von der wenigen, die ihm zur Verfügung stand, vertan worden, die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Probleme waren mehr und mehr gewachsen, er fühlte sich unter dem Druck der für Herbst 1965 fälligen Präsidentschaftswahlen, für die er nach der Verfassung nicht selbst kandidieren konnte, ebensowenig übrigens wie Leonel Brizola, sein Schwager und böser Geist, weil die nahe Verwandtschaft nach dem Gesetz auch diese Kandidatur ausschloß. So ist es begreiflich, daß er gewissermaßen in letzter Stunde neue Tatsachen schaffen wollte. Nicht so sehr überlegener, schöpferischer Politiker als geschickter Taktiker und Demagoge, glaubte er, mit einem Blendwerk von Reformen die Massen hinter sich bringen zu können, anstatt echte Strukturveränderungen auf lange Sicht im Einvernehmen mit den tragenden Schichten des Landes und mit den ausländischen Geldgebern in Angriff zu nehmen. Darüber kam es sogar zum Streit mit seinem Koalitionspartner, der sozialdemokratischen Partei, an deren Spitze Juscelino Kubitschek, der frühere Präsident



und Erbauer Brasílias und zugleich ernsthafter Kandidat für die Nachfolge, steht. Dennoch verkündete Goulart bei einer Massenkundgebung am 13. März 1964 in Rio de Janeiro — das sich übrigens bei dieser Gelegenheit und bei der Revolution selbst doch wieder und noch als die eigentliche Hauptstadt des Landes erwies — seine ersten Reformdekrete: Verstaatlichung der wenigen Ölraffinerien, die sich noch in privater Hand befanden, und das Recht zur Enteignung allen unbebauten Landes in einer Breite von zehn Kilometern längs der Eisenbahnen, Bundesstraßen und Gewässer.

Kurz darauf richtete er eine Botschaft an den Kongreß, der sich, wohl als vorbeugende Maßnahme gegen Übergriffe der Exekutive, zu einer außerordentlichen Sitzungsperiode versammelt hatte; in dieser Botschaft verlangte er indirekt die Wiederzulassung der kommunistischen Partei — in der offiziellen Begründung hieß es, es würde sich dann zeigen, wie gering an Zahl die Kommunisten in Brasilien seien — und eine Verfassungsänderung, die grundsätzlich „die politische Wählbarkeit in politische Ämter für sämtliche Wähler“ festlegen sollte, was zugleich eben auch die Wiederwahl Goularts ermöglichen würde. Ferner sollten in Zukunft Enteignungen gegen staatliche Schuldscheine erlaubt sein, was bei der herrschenden Inflation auf eine entschädigungslose Enteignung hinausliefe.

Zugleich machte ein Dokument aus den Kreisen um den Präsidenten deutlich, welche anderen Maßnahmen noch zu erwarten waren, die ebenfalls nur auf dem Wege über Verfassungsänderungen zu erreichen gewesen wären: so die Gewährung des Wahlrechts an die Analphabeten, Aufhebung der Unabsetzbarkeit der Universitätsprofessoren, Agrarreform, da nach einem Worte Goularts „Besitz und Gebrauch des Bodens einer neuen Rechtsstruktur bedürfe.“ Alle diese Projekte verfolgten das Ziel, Goulart in den Augen der Armen als einen Vorkämpfer gegen die Reichen erscheinen zu lassen. Dabei war Goulart in der Wahl seiner Mittel nicht wählerisch. Er öffnete der Korruption Tür und Tor und war selbst einer ihrer größten Nutznießer, so daß es schwerfällt, anzunehmen, daß er persönlich überzeugter Kommunist sein könnte. Innerhalb weniger Jahre wurde er der größte Latifundienbesitzer des Landes. „Die auf seinen Namen registrierten Ländereien sind rund viermal so groß wie der Stadtstaat Guanabara, der immerhin fast vier Millionen Einwohner hat“ (vgl. „Neue Zürcher Zeitung“, 15. 4. 64). Über diese Politik der Korruption und einzelner Konzessionen, vor allem an die Gewerkschaften, denen er nur jeden erdenklichen Wunsch erfüllte, Konzessionen, deren Beseitigung in Zukunft nicht ganz einfach sein dürfte, verfiel die Währung mehr und mehr; nach häufigem Wechsel im Finanzministerium stieg der Dollar auf 1600 Cruzeiros. Die Fata Morgana einer in Aussicht gestellten russischen Hilfe in Höhe von einer Milliarde Rubel konnte kein Gegengewicht schaffen.

### *Die Revolte*

Zwar kündigte Goulart alle seine Reformen als „demokratisch und christlich“ an, im Einklang mit den Traditionen Brasiliens. Aber die Tendenz zum Kommunismus wurde immer deutlicher. Da erwies sich, wie schon oft in der Geschichte Lateinamerikas, das Heer als „Hüter der Verfassung“. Diesmal wurde es durch einen taktischen Fehler des Präsidenten in diese Rolle gedrängt: Nach einer kommunistisch-gewerkschaftlich ausgerichteten Meuterei von Marineinfanterie hatte Goulart die Rädelsführer

straffrei ausgehen lassen. Ferner hatte er in einer Rede vor 2000 Unteroffizieren an den Grundlagen der militärischen Subordination gerüttelt — beides wahrscheinlich in der Hoffnung, sich dadurch der unteren Chargen und der Mannschaften gegen etwaige Putschversuche der Generale zu versichern. Die Rechnung schlug fehl: Als der Gouverneur von Minas Gerais, Magalhães Pinto, übrigens einer der Präsidentschaftskandidaten, das Signal zur gewaltsamen „Verteidigung der Verfassung“ gegen den Präsidenten der Republik gab, stellte sich ihm die militärische Führung seines Staates zur Verfügung; andere Staaten des Südens schlossen sich an; im stärker links orientierten Nordosten ergriff die Armee die Initiative und entsetzte den Gouverneur von Pernambuco, Arraes, seines Amtes. In Rio de Janeiro gab es eine gespannte Situation: Der Gouverneur des Staates, Carlos Lacerda, ebenfalls Präsidentschaftskandidat und schärfster Gegner von Goulart, war in seiner eignen Hauptstadt isoliert, weil der Präsident dort weilte und die dortigen Truppen zunächst zu ihm hielten. Doch bald wendete sich das Blatt: Goulart fand weder in Brasília noch in Rio Grande do Sul, dessen Gouverneur gegen ihn war, während die Armee sich zunächst auf seine Seite stellte, dauernde Unterstützung und verließ schließlich das Land. Der ausgerufenen Generalstreik brach zusammen, noch ehe er eigentlich begonnen hatte — ein Zeichen für die Schwäche der linksgerichteten Gewerkschaften.

Verfassungsgemäß wurde sofort in Brasília als Interimspräsident für 30 Tage der bisherige Präsident des Abgeordnetenhauses, Ranieri Mazzilli, vereidigt. Nach der Verfassung muß der Kongreß spätestens nach einem Monat einen Präsidenten wählen, der aber nur die Amtszeit Goularts zu Ende zu führen hat. Die eigentliche Präsidentschaftswahl erfolgt direkt durch das Volk Ende 1965. Am 11. April wählte der Kongreß General Humberto Castelo Branco mit 361 Stimmen zum neuen Präsidenten. Damit hat ein Militär das höchste Staats- und Regierungssamt übernommen, und zwar zu Recht, weil sich die Armee durch ihr entschlossenes Eintreten für die Verfassung um den Staat verdient gemacht hat und weil auf diese Weise am ehesten ein einigermaßen ruhiges Klima für den bevorstehenden Wahlkampf zu erwarten ist.

### *Die Aufgaben bleiben*

Man hat in Rio de Janeiro vor allem, aber auch in anderen Großstädten des Landes, den Sieg der verfassungstreuen Richtung enthusiastisch gefeiert als eine endgültige Niederlage des Kommunismus, als einen „Triumph für Gott und die Freiheit“, als einen grandiosen Erfolg der Demokratie. Die Ernüchterung wird nicht ausbleiben. Goulart hat ein böses Erbe hinterlassen: leere Kassen, uneingelöste Versprechungen, Vertrauensverlust im In- und Ausland. Mit seinem Verschwinden sind zudem die realen Nöte des Landes nicht behoben. Gründliche Reformen oder sogar Revolutionen, wie er sie — dilettantisch und demagogisch — angebahnt hat, sind und bleiben notwendig. Es wäre schlimm um Brasiliens Zukunft bestellt, wenn die Moskauer Beurteilung der jüngsten Ereignisse recht bekäme, die darin einen „Sieg der Reaktion“ sieht. Ohne Zweifel ist die Allianz gegen Goulart zustande gekommen, weil sich die konservativen und besitzenden Schichten ebenso in ihrer Existenz bedroht sahen wie die Kirche und das Offizierskorps. Diese Allianz wird jedoch zusammenbrechen, spätestens beim Wahlkampf. So wird sich beispielsweise die Kirche in Brasilien nicht vor den



Wagen irgendeiner reformfeindlichen Reaktion spannen lassen, um so weniger, als ja gerade sie in letzter Zeit immer lauter ihre Stimme zugunsten echter Basisreformen erhoben und vielerorts großartige Initiativen ergriffen hat. Man braucht dabei nur an das „Movimento de Natal“ zu erinnern, jenes große soziale Bildungs- und Förderungsprogramm, das Eugénio de Araújo Sales, Erzbischof-Koadjutor von Natal, ins Leben gerufen hat mit dem Erfolg, daß die linksextremistische Bauernbewegung im Notgebiet des Nordostens mit positiven Mitteln eingedämmt werden konnte. Auch ist daran zu denken, daß vor kurzem der bisherige Weihbischof von Rio de Janeiro, Helder Câmara, zum Nachfolger des verstorbenen Erzbischofs von Recife ernannt worden ist und in dieser Hauptstadt des Nordostens ganz sicher seine bekannten sozialreformerischen Ideen und pastoralen Erneuerungsabsichten energisch durchführen wird. Die Kirche Brasiliens wird sich auch nach diesem gemeinsamen Sieg über die von oben drohende kommunistische Gefahr selbst ihren Alliierten und Freunden gegenüber die Freiheit zu wahren wissen, mit allen Kräften den religiösen, moralischen und sozialen Aufstieg des Landes fördern und, ohne schwindlig zu werden, dabei stets auch auf den bedrohlichen Abgrund achten, der hart am Wegrand lauert.

#### *Aus dem Mittleren Osten*

**Der kommende 38. Internationale Eucharistische Weltkongreß in Bombay** Acht Tage nur nach dem für den 20. November geplanten Abschluß der Dritten Session des Ökumenischen Konzils wird in Bombay vom 28. November bis 6. Dezember 1964 der 38. Internationale Eucharistische Kongreß stattfinden. Hatte der Einbruch der Chinesen in Nordindien eine Zeitlang die Abhaltung dieses Kongresses ernstlich in Frage gestellt, so gibt die eingetretene politische Ruhe — von Entspannung darf man kaum sprechen — die Zuversicht, daß sich das große kirchliche Ereignis im geplanten Rahmen abwickeln wird. Die seit fast zwei Jahren im Gang befindlichen Vorbereitungen sind auch in der Zeit drohender Kriegsgefahr nie unterbrochen worden. Der Erzbischof von Bombay, Kardinal Valerian Gracias, betätigt sich jeden Tag als der große Anreger und Ratgeber der Gesamtorganisation, an deren Spitze ein Exekutivkomitee steht, dem 42 in einem Zentralkomitee geeinte Sektionskomitees unterstellt sind. Über die technische Gesamtorganisation wölbt sich ein Organisationskomitee. Zur Zeit sind über 500 Personen mehr oder minder hauptamtlich mit den Vorbereitungsarbeiten beschäftigt. Die Büros sind seit Anfang dieses Jahres in einem neugebauten vierstöckigen Haus der Erzdiözese (hinter der Pro-Kathedrale, 5 Convent Street) untergebracht, das nach dem Kongreß als Diözesan-Kulturzentrum dienen soll. Besondere Sorgfalt widmet seit Juli 1963 das Organisationskomitee der Heranbildung von Führern und Dolmetschern für die Besucher französischer, deutscher, italienischer oder spanischer Sprache. Man bemüht sich hier besonders um Kollegstudenten und Graduierte der Universitäten. Im offiziellen Kongreßbulletin (Juli 1963) heißt es: „Die Verantwortlichkeit unserer Führer und Dolmetscher wird wirklich groß sein, denn, was immer wir sonst tun: die Besucher aus der ganzen Welt werden unser Land und Volk weithin nach dem beurteilen, was sie von diesen Personen in engstem Kon-

takt erfahren.“ Zur Pflege der Kontakte mit der ausländischen Presse hat der Kardinal seinen persönlichen Sekretär, P. Hermann D'Souza, bestellt, der zu diesem Zwecke zur Zeit Reisen nach Europa und Amerika unternimmt. Es ist ferner ein Indian Catholic Reference Book in Vorbereitung, das alle wichtigen Auskünfte über die indische Kirche, ihre Organisation, die Anschriften der Institute usw. enthalten soll. Als Kundgebungsplatz hat der Gouverneur des Staates Maharashtra den von sehr hohen Palmen umsäumten großen Platz „The Oval Maidan“ zur Verfügung gestellt, der zentral gelegen ist und in der Nähe der Pro-Kathedrale sich befindet. Neuerdings wurden in den Kundgebungsbezirk auch der anliegende Band Stand Park und die sog. Cooperage einbezogen. Das „Oval“ bietet in seiner markierten Geschlossenheit einen stimmungsvollen Andachtsraum unter offenem Himmel. Zur Gestaltung des Altars wurde ein Wettbewerb unter hervorragenden indischen Architekten ausgeschrieben. Aus einem Wettbewerb zur Erlangung einer Kongreßhymne ging eine Ordensfrau, Mutter S. Grant vom Sophia-Universitäts-Kolleg der Schwestern vom heiligsten Herzen Jesu zu Bombay, als Siegerin hervor. Einstimmig wurde ihr vom Preisrichterkollegium der ausgesetzte Preis zuerkannt. Die Hymne, in englischer Sprache gedichtet, gibt das Anliegen des Kongresses sehr wirksam wieder und ist auch künstlerisch wertvoll.

#### *Das Wohlwollen der Regierungsinstanzen*

Anfang Februar machte Kardinal Gracias eine von der Internuntiat in Neu-Delhi sorgsam vorbereitete Reise zu den höchsten weltlichen Autoritäten in der Hauptstadt Indiens. Über Ziel und Erfolg dieser Reise gab er in einem Statement Rechenschaft, das „The Examiner“ (Bombay) am 22. Februar 1964 veröffentlichte. Die Gedanken dieser Erklärung und des gleichzeitig veröffentlichten offiziellen Kommuniqués sind bedeutsam genug, um hier ausführlicher gewürdigt zu werden. Das wichtigste Ziel seiner Reise nach Delhi, so sagt der Kardinal, sei es gewesen, das Wohlwollen der Regierung, der öffentlichen Körperschaften und der allgemeinen christlichen und nichtchristlichen Öffentlichkeit zu gewinnen. Zu diesem Zwecke sei es notwendig gewesen, alle in Betracht kommenden Stellen von der Einzigartigkeit dieses Ereignisses und seiner Rückwirkungen auf das kulturelle und sittliche Leben des Landes zu überzeugen. Es sei zuversichtlich zu erwarten, daß dieser Kongreß Indien im allgemeinen und dem Bundesstaat Maharashtra sowie Bombay im besonderen beträchtliche Vorteile bringen werde. Auf materiellem Gebiete werde der Tourismus und gleichzeitig das Einströmen ausländischer Währungen gefördert, die das Land augenblicklich so dringend brauche. Auf kulturellem Gebiete würden eine bessere Kenntnis des Volkes und der Kultur Indiens in ihren verschiedenen Erscheinungsweisen, aber auch eine vertiefte Kenntnis der Völker und Kulturen anderer Länder gegenseitiges Verstehen und gegenseitige Wertschätzung hervorrufen und helfen, sowohl die nationale Integration als auch die internationale Zusammenarbeit zu fördern.

Auf dem so viel wichtigeren geistlichen Gebiet werde, so könne man mit Sicherheit voraussagen, der Segen Gottes überreich auf das Land und die Stadt Bombay herabkommen, wenn sie einen Kongreß beherbergten, der den Primat des Spirituellen und die allgemeine Menschenliebe verkünde: „Heute schreitet das menschliche Leben in jeder Richtung neuen Leistungszielen entgegen, und ein neuer Mensch ist



im Werden, der im Besitz gewaltiger Hilfskräfte ist, aber sein Leben durch Mangel an Gottes- und Menschenliebe eingeengt und fast zerstört findet. Die vielen neuen Nationen, die jüngst ins Leben traten, sind begierig, ein neues Leben zu führen und ihren eigenen Beitrag zur neuen Welt zu leisten. Zu ihnen gehört Indien, das eine alte Überlieferung sein eigen nennt, die besagt, daß alle Erneuerungen mit der eigenen Erneuerung beginnen müssen. Durch eine wahre Erneuerung ihrer selbst in ihren Gliedern inmitten der Nationen kann die katholische Kirche einen hervorragenden Beitrag zu ihrer und der Welt Zukunft leisten.

Eines unserer beiden Kongreß-Mottos ‚Gestaltet euer Leben in Liebe‘ zeigt wirklich angemessen das wahre Ziel des christlichen Missionsbemühens, das nicht darin besteht, politisch oder kulturell zu herrschen, sondern den Menschen die lebenspendende Liebe Christi zu bringen. In der Sicht alles dessen fühlt man nicht ohne Grund, daß Indien, Maharashtra und Bombay hinsichtlich des Internationalen Eucharistischen Kongresses von 1964 sich zur Höhe ihrer besten Überlieferungen in Gastlichkeit und wirksamer Hilfsbereitschaft erheben werden, und die Zusicherungen, die man uns gab, sind angesichts der schwierigen und verwickelten Organisation eines internationalen Ereignisses von solcher Größe in der Tat überaus erfreulich und beruhigend.“ Wie schon aus der Tagespresse bekannt sein dürfte, überreichte Kardinal Gracias bei dieser Gelegenheit dem Ministerpräsidenten Nehru ein Handschreiben des Papstes, in dem sich dieser für die Hilfen bedankte, die bisher der Hierarchie seitens der Regierung zur Vorbereitung des Kongresses zuteil wurden. Der Kardinal besuchte alle für die Abwicklung der Veranstaltung wichtigen Ministerien und erhielt die Zusage, man werde in Fragen der Paß- und Zollabfertigung, der Bereitstellung von Unterkunft und Transportmöglichkeiten das größte Entgegenkommen zeigen.

#### *Die Unterkunftsfrage*

In dem offiziellen Kommuniqué über den Kardinalsbesuch in Delhi heißt es u. a.: „Man hat vorsichtig geschätzt, daß 20 000—30 000 ausländische Besucher, darunter viele hervorragende Persönlichkeiten, dem Kongreß beiwohnen werden, Gäste aus Europa und den beiden Amerika, aber auch aus Afrika und den Indien benachbarten Ländern, wie Pakistan, Ceylon, Burma, Malaya, Indonesien, den Philippinen, Vietnam, Laos, Kambodscha, Japan usw.“ Neben diesen Besuchern ist natürlich noch mit einer vorläufig nicht abschätzbaren Teilnehmerzahl aus Indien selbst zu rechnen, das immerhin 6,48 Millionen Katholiken zählt, die gänzlich ungleich über das riesige Land verteilt sind und sich in einer ebenfalls sehr ungleichen sozialen und wirtschaftlichen Lage befinden. Es gibt Ureinwohner- und Paria-Missionen von größter Armut, aber auch Gebiete, in denen sich die katholische Bevölkerung gehobener Bildung, größeren gesellschaftlichen Ansehens und einer durchaus befriedigenden wirtschaftlichen Lage erfreut. Letzteres gilt vor allem für bestimmte altchristliche Gebiete im Süden, während im Norden etwa nördlich der Linie Bombay-Visakhapatnam (bis auf die Gebiete im äußersten Nordosten) die Kirche in ihrer gesellschaftlichen Struktur wirklich „eine Kirche der Armen“ ist. Die „substantiellen“ Fahrpreisermäßigungen, die von den indischen Staatsbahnen den Kongreßbesuchern zugesichert wurden, werden jedenfalls auch Tausenden minderbemittelten Katholiken die Teilnahme am Kongreß ermöglichen,

und unter Führung des holländischen Generalkonsuls in Bombay, Dr. J. Van der Gaag, hat sich ein Komitee gebildet, das Gelder sammelt, um Angehörigen der eigentlichen Missionsgebiete Indiens eine Freifahrt zum Kongreß zu ermöglichen.

Große Sorgen bereitet dem Organisationskomitee des Kongresses die Unterkunftsfrage. Bombay, die zur Zeit größte Stadt Indiens, die nach dem Zensus von 1961 4 152 056 Einwohner zählt, ist überbevölkert. Die Stadt liegt bekanntlich auf einer Halbinsel, die aus einer Anzahl von Inseln entstand, die man durch Dämme miteinander und mit dem Festland verband. Die Überbevölkerung zwang die Stadtverwaltung, entlang dem ganzen Westufer das ausgedehnte Gebiet „Marine Drive“ mit riesigen Anstrengungen zu entwässern. Es entstand so eine neue Stadt mit prächtigen Häuserkomplexen. Die Stadt greift aber nun auch immer mehr auf das Festland über. „Groß-Bombay“ (Greater Bombay), wie man es heute nennt, wird tatsächlich mit seinem ganzen Einzugsgebiet heute an sieben Millionen Einwohner zählen. Am Hafen gibt es großartige Paläste und Hotels. In der Innenstadt wohnen zum Teil sehr reiche Leute, meist Parsen. Man behauptet, daß die Reichen Bombays in unproduktiver Weise Gold horten, und daraus erkläre es sich, daß in Indien der Goldpreis um 100 Prozent über dem Weltmarktpreis liege. Dagegen gibt es Stadtviertel an der Peripherie, in denen in unvorstellbarer Weise Menschen zusammengedrängt wohnen. In seinem Buche „Indien“ (Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1963), dessen Lektüre jedem deutschen Kongreßbesucher eine vorzügliche Einführung in die Probleme der indischen Kirche geben kann, sagt der Schweizer Jesuit Felix Alfred Plattner: „Kein Tourist, der in Santa Cruz, dem Flughafen von Bombay, den Komfort Europas hinter sich läßt, wird seine erste Begegnung mit Indien so leicht vergessen. Der Autobus oder das Taxi führt ihn durch dichtgedrängte Vorstädte mit unvorstellbaren Menschenmassen — und wenn er sich erst den Mut nehmen würde, in die Seitenstraßen abzubiegen oder nachts eines der überfüllten Mietshäuser zu betreten, wo ganze Familien in einem Zimmer leben und die Diener auf Treppenabsätzen oder Korridoren schlafen!...“

Man versteht unter diesen Umständen die Sorgen der Quartierkommission des Kongresses. Schon im Frühjahr 1963 wurden alle in den Hotels von Groß-Bombay verfügbaren Zimmer belegt. Nach Mitteilung des amerikanischen katholischen Nachrichtendienstes vom 10. März 1964 konnten die Funktionäre der Quartierkommission nur 900 Betten in Hotels für den Kongreß sichern. Man erwartet aber, daß Appelle an die Reiseagenturen zur zusätzlichen Bereitstellung von 1800 Betten führen werden. Für weitere 8000 Personen wird Platz in Schulen, Colleges und Hostels vorhanden sein. Die Pilgerschiffe, von denen bisher acht gemeldet sind, sollen ihren schätzungsweise 7000 bis 8000 Pilgern während der Kongreßtage als „Schwimmende Hotels“ dienen. Regierung und Stadtverwaltung wollen Hafenschiffe in den Dienst der Beherbergung stellen. Weitere 10 000 Betten will man in Privatquartieren, Kasernen und Klubs sichern. Die katholische und nicht-katholische Bevölkerung hat in steigendem Maße Unterkunftsmöglichkeiten angemeldet. Im März erbot sich ein Komitee von 20 nichtkatholischen Bürgern Bombays (Moslems, Parsen, Hindus) gegenüber dem Kardinal, für 50 000 Kongreßteilnehmer Privatunterkünfte zu besorgen. Auch an die Aufstellung von Zelten hat man gedacht. Das Problem der Unterbringung der Gäste verschärft sich da-



durch, daß die wenigsten der aus ganz Indien kommenden indischen Pilger Verwandte oder Bekannte in Bombay haben. Man muß sich hier immer vor Augen halten, daß Indien kontinentale Ausmaße hat.

Als Kardinal Gracias vom gerade erwählten Papst Paul VI. empfangen wurde, äußerte er seine Besorgnisse wegen der Finanzierung des Kongresses. Der Heilige Vater versicherte, er selbst, die Propagandakongregation und gütige Prälaten im Ausland würden ihr Bestes tun, um der Kirche Indiens dabei zu Hilfe zu kommen. Der Kardinal teilte dies seinen Diözesanen mit („The Examiner“, Supplement, 13. 7. 63) und fügte hinzu, die Erfahrung lehre aber, daß, je größer das Ausmaß des finanziellen Opfers der eigenen Kirche sei, desto größer auch die Hilfsbereitschaft Wohlwollender von außen sein würde. Er organisierte deshalb zunächst die Sammlungsaktion auf Pfarrerebene, wandte sich aber auch an den Klerus, die Orden und (indirekt) an begüterte katholische Laien. Die Aktion wurde dann auf alle Diözesen Indiens ausgedehnt, und zwar unter dem Motto: „Viele kleine Gaben ergeben eine große Summe.“ Das Exekutivkomitee hat einen Etat aufgestellt, der aber mit vielen Unbekannten hinsichtlich des Aufkommens an Gaben und der notwendigen Auslagen rechnen muß. Ohne ausländische Hilfe wird die Finanzierung des Kongresses nicht gesichert werden können. Nicht ohne Grund wandte sich die Hierarchie von England und Wales mit einem Appell an den Klerus des eigenen Landes, in dem es nach einem Hinweis darauf, daß ein wohlgelungener Eucharistischer Kongreß viel dazu beitragen könne, das durch verschiedene Rückschläge der Kirche im Osten geschwächte Ansehen wiederherzustellen, u. a. heißt: „Die katholische Gemeinschaft hat wenig Geld, will aber große Opfer bringen. Dennoch muß sie sich zwecks Zahlung der Anfangsauslagen dieses umfassenden Unternehmens weithin auf Katholiken aus dem Ausland stützen. Wir würden es vorziehen, der Kirche Indiens Geld zum Bau von Kirchen und Schulen zu senden. Tatsache ist aber, daß der Heilige Stuhl und die indische Hierarchie in voller Kenntnis der Gegebenheiten entschieden, daß dieser Kongreß der beste Gegenstand für Caritas ist. Die Inder werden mit besonderer Erwartung auf die englischen Katholiken schauen, und zwar wegen der besonderen Bande, die politisch und gefühlsmäßig noch beide Länder verbinden.“ — Zur Stärkung der Finanzen hat man in Indien mit der Ausgabe von drei Serien Zusatz-Briefmarken mit zehn verschiedenen Designs begonnen, die, umgerechnet in englische bzw. amerikanische Währung, pro Stück 2½ Pence oder 3 Cents kosten, aber ähnlich den Weihnachtsbriefmarken verschiedener Länder keinen Frankaturwert haben. Die Marken zeigen Symbole der heiligen Eucharistie, bedeutende katholische Gedenkstätten Indiens und Bilder von Bischöfen und Prälaten, die Bedeutung in der Geschichte der Eucharistischen Weltkongresse haben. Die Briefmarken fanden bisher, auf eine Auflage von 6,6 Millionen Stück berechnet, einen „phänomenalen Absatz“.

#### *Die katholische Gemeinschaft in Bombay*

Von allen Großstädten Indiens — nur eine solche kam als Tagungsort für eine so große Veranstaltung in Frage — ist Bombay die geeignetste, nicht nur wegen der Verkehrsverbindungen zur See und zu Lande, sondern auch wegen des kosmopolitischen geistigen Klimas, der Größe der katholischen Gemeinschaft und ihrer dem modernen Leben aufgeschlossenen Mentalität. Die Erzdiözese Bombay

zählt etwa 350 000 Katholiken, während in ihrem Bereich 13 Millionen Nichtkatholiken wohnen. Sie gilt als der bedeutendste der 75 kirchlichen Sprengel Indiens. „Die katholische Gemeinschaft der Erzdiözese gehört zu den fortgeschrittensten und bemitteltesten und weist einen solchen Reichtum an Caritas- und Erziehungsinstituten auf, daß man Bombay in wahren Sinne ‚Urbs prima in Indiis‘ nennen kann, wie es in ihrem Wappen geschrieben steht“ (Bericht aus Bombay, „Osservatore Romano“, 1. 6. 63). Die Erzdiözese zählt nach derselben Quelle 87 Pfarreien, 369 meist autochthone Priester, 498 Schwestern, 64 höhere Schulen mit 56 445 Schülern, 71 Primärschulen mit 21 140 und 15 Sekundärschulen mit 3392 Schülern und Schülerinnen. Während die Primärschulen fast nur von katholischen Kindern besucht werden, ist die Mehrzahl der Besucher der gehobenen und höheren Schulen nichtchristlich. Es gibt zwei katholische Universitäts-Kollegs mit mehreren Tausend Studenten und Studentinnen: das St.-Xaver-Kolleg der Jesuiten (gegründet 1869) und das Sophia-Kolleg der Schwestern vom heiligsten Herzen Jesu. Diese Colleges, das Institut der Jesuiten zur Heranbildung von Lehrern an höheren Schulen und von Sozialleitern sowie die höheren katholischen Schulen, zu deren Unterricht sich seit Jahrzehnten Angehörige aller in Bombay vertretenen Religionen drängen, haben nicht nur der katholischen Gemeinschaft und deren Ansehen im Volke gedient, sondern auch zu der freundlichen Toleranz beigetragen, die man der Kirche Bombays erzeigt. Und wenn in dieser Stadt ein aufgeschlossener und der modernen geistigen Problematik erschlossener Katholizismus sich regt, so zeigen sich hier deutlich die Früchte einer gediegenen katholischen Schulbildung. Nicht vergessen werden darf hier die Wochenzeitschrift „The Examiner“, die 1850 begründet wurde und auf sehr beachtlicher Höhe steht. Sie greift alle Fragen des Lebens von heute auf. So ist es auch nicht verwunderlich, wenn Bombay zu den wenigen Bezirken Indiens gehört, in denen die Aufgaben und Probleme des Laienapostolats erkannt und entschlossen angepackt werden. „Die indische Kirche“, so schreibt E. Zeitler SVD in der „Steyler Missionschronik 1964“, „ist vielerorts so klerikal, daß sie den Antiklerikalismus geradezu herausfordert, wenn sich der Klerus Dinge reserviert, die die Laienwelt ebensogut und oft viel besser tun könnte.“ — Bombay hat der Kirche Indiens eine lange Reihe tüchtiger Bischöfe geschenkt, und es gereicht auch der Erzdiözese zu großem Vorteil, daß sich im letzten Jahrzehnt Puna, das lange mit Bombay hinsichtlich der kirchlichen Jurisdiktion vereinigt war, zum bedeutendsten geistigen Zentrum der indischen Kirche entwickelte (Philosophisch-theologische Fakultät päpstlichen Rechtes, Päpstliches Zentralseminar, De-Nobili-Kolleg der Jesuiten, Ausbildungszentren verschiedener religiöser Gemeinschaften). Seit einer Reihe von Jahren besteht übrigens auch in Bombay ein Priesterseminar.

Das hoffnungsvolle Bild, das die Kirche von Bombay heute bietet, sticht seltsam ab von den traurigen Schicksalen dieses von der Kirche Goas aus missionierten Gebietes im 17., 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Die heutigen Katholiken Bombays und die Kongreßbesucher aus dem Ausland würden fassungslos erstaunt sein, wenn sie die Geschichte der Padroado-Streitigkeiten in diesen Jahrhunderten an Hand der geschichtlichen Dokumente studierten. P. Plattner sagt, dies Studium sei „qualvoll“, und er zitiert das Wort eines vornehmen englischen Katholiken, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Stadt



des kommenden Eucharistischen Weltkongresses besuchte: „Als ich Anfang der fünfziger Jahre nach Bombay kam, fand ich den Zustand der katholischen Gemeinde so erbärmlich und ihre soziale Stellung so niedrig und verachtet, daß ich mich fast schämte, mich als Katholiken zu bekennen.“ In jenen Jahrhunderten führte der Versuch der Engländer, die 1661 in einem Heiratshandel die Insel Bombay von den Portugiesen übernommen hatten, dort den portugiesischen Einfluß zurückzudrängen, parallel zu dem Bemühen Roms, das portugiesische Patronat wegen seiner inzwischen eingetretenen Unwirksamkeit auf seelsorglichem Gebiete durch Missionen der Propagandakongregation zu ersetzen bzw. zu ergänzen, zu einem unlösbaren Knäuel von Wirren, Gegensätzlichkeiten und Jurisdiktionskonflikten. Zwei Jahrhunderte lang wurde, wie Plattner sagt, mit der Kirche Bombays gleichsam Ball gespielt. Es ist das Verdienst des Schweizer Kapuzinerbischofs Anastasius Hartmann, bis dahin Apostolischer Vikar von Patna, den Rom nach Bombay sandte, den ersten Versuch zur Lösung einer völlig verfahrenen Situation gemacht zu haben, indem er eine Jugend in neuem Geiste vor allem durch Schulen zu bilden trachtete. Es war eine Generationenaufgabe. Weil sie heute gelöst ist, weil es keine „Propagandapartei“ und keine „Goanesenpartei“ mehr gibt, vielmehr nur eine friedliche katholische Gemeinschaft, war es möglich, für den 38. Eucharistischen Weltkongreß Bombay auszuwählen. Es ist der jahrzehntelangen Seelsorgs- und Schularbeit vor allem Schweizer, deutscher und (nach deren Repatriierung im Ersten Weltkrieg) spanischer Jesuiten zuzuschreiben, wenn es gelang, eine prosperierende katholische Kirche in Bombay zu schaffen, die nach Aufgabe der Patronatsrechte durch Portugal (1928) einheimische Kirche unter Leitung eines indischen Erzbischofs (des Kardinals Gracias) werden konnte.

#### *Die geistige Gestalt des Kongresses*

Die Wahl von Bombay als Kongreßort geschah noch durch Papst Johannes XXIII. Papst Paul VI. gab dann eine grundlegende Direktive für die Gestaltung des Kongresses, als er kurz nach seiner Wahl Kardinal Gracias empfing. Über diese Audienz berichtete der Kardinal: „Das Interesse des Heiligen Vaters an der Feier ist so tief und echt, daß er sich erbot, eine grundlegende Anregung für die Planung unseres Kongresses zu geben. Wir sollten uns nämlich in Abstimmung mit dem ererbten religiösen Instinkt Indiens eher auf die spirituellen Aspekte als auf stereotypierte Kundgebungen konzentrieren, obwohl der Papst nicht die üblichen kulturellen Funktionen ausschließt, die mit einem internationalen Ereignis verbunden sind. Er fühlt, daß ein Land wie Indien, das lange und tief spirituelle Überlieferungen hat, in ganz natürlicher Weise zu einer solchen Konzeption neigt“ (vgl. „The Examiner“, 13. 7. 63). Beim Empfang der indischen Hierarchie während der Zweiten Session des Konzils kam der Papst auf dieses Thema zurück. Nach den Ausführungen des Weihbischofs William Gomez von Bombay im Bulletin des Kongresses (November 1963) erklärte er den Bischöfen, in einer armen Gemeinschaft (der Katholiken) und in einem armen Lande wie Indien sollten sich die Organisatoren des Kongresses ganz intensiv auf dessen spirituelle Aspekte konzentrieren und nicht zuviel Zeit und Geld auf das „Spektakuläre“ verwenden.

Ein besonderes Anliegen des Kardinals Gracias, das dieser auch in den Konzilsdebatten berührte, ist, daß die Kirche sich beim Kongreß als „die Kirche der Armen“ darstelle.

Bei der Erörterung des Ökumenismusschemas sagte er: „Wichtiger als der theologische Dialog ist die Suche nach dem rechten Wege, der nur über die gemeinsame ökumenische Aktion im Dienste der Armen gefunden werden kann... Man muß mit den Mahnungen der letzten Päpste Ernst machen. Kardinal Montini war es ja vor allem, der in den Armen das Bild Christi gesehen hat und sein lebendiges Sakrament. Auch auf dem Eucharistischen Kongreß in Bombay werden diese Probleme im Mittelpunkt stehen. Gerade der in der Eucharistie sich opfernde Herr drängt danach, nicht nur ein Zeichen der Werbung, sondern der Liebe zu setzen. Darüber soll in Bombay ein eigenes Seminar in Zusammenarbeit mit der FAO, mit Misereor und der National Catholic Welfare Conference (USA) gehalten werden“ (Agenzia Fides, Nr. 1848, 7. 12. 63).

Der oben genannte Bischof Gomez erklärt (Kongreß-Bulletin, November 1963), der Eucharistische Kongreß müsse auf dem Hintergrund des Konzils und der Beratungen der Konzilsväter über die wahre Natur der Kirche gesehen werden. Bombay werde das „Volk Gottes“ versammeln, um die Natur der Kirche zu erleben (experience). Wenn man ferner auf die Geschichte der Eucharistischen Kongresse zurückblicke, so scheine hier eine allmähliche Verschiebung der Akzente eingetreten zu sein. Heute liege der Nachdruck mehr auf der Eucharistie als Opfer denn als Sakrament, und dies bringe eine Wandlung der Haltung von individualistischen Frömmigkeitsäußerungen zu kollektiven Akten des Gottesdienstes mit und in Christus mit sich, der um den Altar alle Glieder seines mystischen Leibes zu einem gemeinsamen Akt des Gebetes und der Opferung an Gott den Vater versammelt. Der Weihbischof fordert deshalb als geistliche Vorbereitung zum Kongreß eine entsprechende Erneuerung oder besser eine Änderung der Gesinnung: Abwendung von auf das eigene Ich zentrierten und spirituell egoistischen Frömmigkeitshaltungen, Hinwendung zu einem auf Christus zentrierten liturgischen Gottesdienst, mit intensivem Bewußtsein der Gliedschaft am mystischen Leibe Christi. Dann werde man auch wirklich interessiert an den Nöten und Leiden anderer Glieder dieses Leibes und gewinne die rechte Einstellung zu sozialer und katholischer Aktion nicht nur gegenüber den Gliedern der eigenen Gemeinschaft, sondern auch allen jenen, die noch außerhalb der Hürde Christi leben.

Solche Gedanken haben für die indische Kirche eine besondere Aktualität. Sie sind dort für weite Bereiche des christlichen Lebens ziemlich „neu“. Der Direktor des Ausbildungszentrums und des Extension Service des Indischen Sozialinstituts zu Bangalore, H. Volken SJ, schrieb jüngst einen Artikel „Der Eucharistische Weltkongreß und die Kirche in Indien“ (vgl. „The Examiner“, 22. 2. 64), in dem er darauf hinweist, daß dieser Kongreß ein unüberhörbarer Anruf an die eigene Kirche sei, gewisse Charakterzüge indischer katholischer Frömmigkeit (die offenbar zum Teil auf den individualistischen Grundzug hinduistischer Frömmigkeit zurückgehen) zu ändern, die das christliche Zeugnis schwächen: „Müssen wir nicht eingestehen, daß in unserem gegenwärtigen christlichen Leben ein erstaunlicher Widersinn besteht? Wenn die Pilger aus dem Ausland fähig wären, bis auf den Grund der Wirklichkeit der indischen Kirche zu sehen, dann würden sie von unseren Pfarreien als gläubigen Gebetsgemeinschaften beeindruckt sein. Könnten sie aber unsere Pfarreien als Gemeinschaften entdecken, die im täglichen Leben durch ein



Band der Liebe verbunden sind, das stark genug ist, um die äußeren Bezirke von Leben und Arbeit zu durchdringen? Ich kenne Ausländer, die beim Anblick der gefüllten Kirchen von Bombay ihren christlichen Glauben wiederfanden. Ich kenne andere, die schweren Anstoß an der Qualität unseres Katholizismus nahmen, der, wie ihnen schien, so wenig Einfluß auf das soziale, wirtschaftliche, bürgerliche und berufliche Leben der Christen ausübt.“ Volken geht dann mit jener allgemein verbreiteten Haltung ins Gericht, die christliche Inder teilnahmslos an den großen Nöten der Umwelt vorbeisehen läßt, und sagt zum Schluß u. a.: „In mancher Hinsicht wird der Eucharistische Kongreß für die Hindus, Moslems und Parsen ein Rätsel sein, teilweise weil es sich um ein göttliches Geheimnis handelt, das nur durch den Glauben erreichbar ist, teilweise wegen unserer vergangenen Unterlassungs-„Sünden“, daß wir es nämlich weitgehend daran fehlen ließen, unseren nichtchristlichen Brüdern die umgestaltende Macht des Eucharistischen Herrn zu zeigen...“

Man wird nicht zu fürchten brauchen, daß etwa Anhänger des militanten Hinduismus den Kongreß stören werden. Im Gegensatz zu anderen Gebieten Indiens ist die hinduistische Erneuerungsbewegung in Bombay philanthropisch, nicht eigentlich religiös ausgerichtet. Die Tatsache, daß in dieser Stadt alle Stämme Indiens und alle Religionen vertreten sind, erzieht zu gegenseitiger Toleranz. Nicht einmal eine kühle Distanzierung der nichtchristlichen Bevölkerung vom Kongreß ist zu erwarten, vielmehr sagen die Kenner der örtlichen Verhältnisse voraus, daß die Bevölkerung allen Kundgebungen des Kongresses mit ehrfürchtiger Achtung begegnen wird, wie sie auch jetzt schon die äußeren Vorbereitungen ebenso tatkräftig unterstützt wie die Christen der verschiedenen Bekenntnisse. Hinsichtlich der Prozessionen, deren Zahl freilich mit Absicht sehr beschränkt wurde, besteht sogar die Möglichkeit, daß sich hinduistische Volksmassen ihr anschließen, wie ein indischer Priester von Bombay vorher sagte („Osservatore Romano“, 20. 7. 63). Aus der hinduistischen Geisteshaltung heraus ist dies erklärlich. Glauben die Hindus doch, daß alle Religionen Ströme sind, die in dem gleichen Ozean münden, aus dem sie geheimnisvoll aufgestiegen sind. Warum soll man nicht bei solcher Gelegenheit diesen Welthintergrund mitverehren und seine Hilfe anrufen können?

#### *Grundthema, Motto, Tagungsprogramm*

Das vom Heiligen Vater gutgeheißene Thema des Kongresses lautet: „Die Eucharistie und der Neue Mensch“ (New Man). Beim „neuen Menschen“ denkt man nicht nur an den durch die Taufe in Christus wiedergeborenen Menschen, vielmehr ganz besonders an den Menschen des Atomzeitalters und seine religiös-sittliche Lage. „Es soll gezeigt werden, wie die heilige Eucharistie einem tiefen Bedürfnis des heutigen Menschen entspricht, so daß er neu lebe und sich stähle für die modernen Denk- und Lebensbedingungen“ (Fides, 26. 2. 64). Ursprünglich war ein einziges Motto für den Kongreß vorgesehen: „Wandelt in der Liebe“ (Eph. 5, 2). Der Papst fügte ein zweites hinzu: „Er wird leben durch mich“ (Joh. 6, 58).

Das Hauptanliegen des Kongresses ist, wie schon gesagt, die Betonung der geistlichen und religiösen Werte, besonders das Bemühen, die Schönheit und Erhabenheit der katholischen Liturgie sichtbar zu machen. Daher werden die wichtigsten Funktionen die liturgischen Feiern haben, die jeden Abend im „Oval“ stattfinden, wobei die Schön-

heit des Lebens aus den Sakramenten in entsprechenden Zeremonien zum Bewußtsein gebracht werden soll. Es wird gezeigt werden, wie alle Sakramente auf die Eucharistie hingeordnet sind und von da ihre Stellung und Bedeutung erhalten. Vorgesehen ist auch die Weihe einer großen Zahl von Priestern aus allen Teilen Indiens. Die Sektionsveranstaltungen werden meistens am Morgen stattfinden. Den ausländischen Besuchern soll in einer Reihe kultureller Veranstaltungen auch die indische Kultur nahegebracht werden, besonders in ihren christlichen Ausprägungen. Für Beratungen, auch nach Berufsständen, Sprachgruppen, religiösen Gruppierungen und Zugehörigkeit zu den verschiedenen Riten, ist reichliche Gelegenheit vorgesehen. Am letzten Tage des Kongresses wird eine große eucharistische Prozession vom „Oval“ aus zum „Tor Indiens“ (Gateway of India) am Apollo-Kai führen. Es handelt sich beim Endpunkt der Prozession um jene berühmte, oft abgebildete Stelle, wo Bombay bzw. Indien in der britischen Zeit ihre erlauchtesten Besucher empfangen und noch heute empfangen, wenn sie zu Schiff den Hafen ansteuern.

Tiefen Eindruck erwartet man von einem Weihespiel zu Ehren des allerheiligsten Sakraments, das Georg Proksch SVD vorbereitet hat. Durch diese Darstellung soll vor allem den vielen Nichtchristen das Geheimnis der Eucharistie als Wunder der Liebe Gottes zu den Menschen durch Wort, Spiel und Tanz in indischem Kulturausdruck nahegebracht werden, ohne dabei die universalkirchlichen Aspekte der „Kirche unter den Völkern“ zu schwächen. Im Gegenteil: diese sollen durch das indische Gewand hindurch transparent werden. Früher hat P. Proksch bei den Massenszenen auch nichtchristliche Mitwirkende zugelassen. Dieses Mal soll aus Ehrfurcht vor dem Mysterium darauf verzichtet werden. In den 30 Pfarreien der Stadt Bombay hat man schon seit über einem Jahr an 1000 Sänger und 300 Darsteller ausgewählt und geschult. Seit vielen Jahren bemühte sich der Steyler Pater, Sprache, Literatur, Gesang und sakralen Tanz Indiens in den Dienst des Apostolats zu stellen. Das Auftreten seiner Künstlergruppe beim 37. Eucharistischen Weltkongreß in München wird noch in aller Erinnerung sein. In Bombay führte er zum Abschluß der Jahrhundertfeier von Lourdes ein marianisches Weihespiel „Stern des Friedens“ auf, das einen überwältigenden Eindruck auf die Zuschauer machte. Damals trat Kardinal Gracias auf die Bühne und sagte: „Es ist einer der stolzesten Augenblicke meines Episkopats, zu erleben, daß wir katholischen Inder christliche Geheimnisse in indischer Form so eindrucksvoll darstellen können... Wir sind stolz auf die Kinder Bombays, die das Lob der Gottesmutter auf diese Weise gesungen haben“ (Steyler Missionschronik 1964). Der Kardinal war es auch, der P. Proksch bat, das eucharistische Weihespiel in indischem Kulturausdruck für den Kongreß zu gestalten.

Wenn der Eucharistische Weltkongreß seit über 80 Jahren rund um die Erde geht, so soll er damit ein Zeugnis der Katholizität, der weltverbindenden Einheit und Liebe der Kirche in dem einen unter uns in den eucharistischen Gestalten lebenden Herrn sein. Dies Zeugnis wird nun auf indischem Boden gegeben werden. Die indische Kirche bedarf dieses Zeugnisses zu ihrem Wachstum an wirklicher Katholizität im Denken und Leben. Sie lebt als kleine Minderheit, die, geschichtlich gesehen, so viele innere Spaltungen und Gegensätzlichkeiten zeigte, in einem zu 97,5 Prozent noch nichtchristlichen Volke, in dem 782 ein-



heimische Sprachen und Dialekte sowie 63 nichtindische Sprachen gesprochen werden. Nur 9,16 Millionen Menschen = 2,5 Prozent sind nach fast zweitausendjähriger christlicher Geschichte in Indien christlich, nur 1,53 Prozent katholisch (dies alles auf den amtlichen Zensus von 1961 berechnet, der eine Bevölkerung von 439 Millionen angab). 366,5 Millionen Menschen sind Hindus, 46,9 Millionen Moslems, und über 16 Millionen gehören anderen nichtchristlichen Religionen an.

Erst seit dem I. Indischen Plenarkonzil von 1950 zu Bangalore, das einheitliche Dekrete für alle Diözesen (einschließlich jener der beiden orientalischen Riten im Süden) und alle Missionen gab, „besitzt Indien wirklich eine Kirche“ (Plattner). Es kommt nun darauf an, daß diese eine Kirche in die Kulturen des in der Indischen Union geeinten Reiches hineinwächst, die Besonderheiten achtend, aber auch die Entwicklungen zu einer gewissen modernen Einheitszivilisation berücksichtigend, die deutlich sichtbar sind. Vom Westen aus werden der Kirche Indiens viele Ratschläge für die sog. Akkommodation gegeben, mit denen man dort, von der Praxis aus gesehen, meist wenig anfangen kann. Die katholische Kirche Indiens muß hier ihren eigenen Weg suchen und finden. Auf jeden Fall ist die echte Verwurzelung der Kirche in der indischen Kultur die Vorbedingung für ihre weitere echte Ausbreitung. Zu dieser Verwurzelung gehört auch das Hineintreten der Katholiken in das Leben des neuen Staates in schlichter, dienender sozialer Hilfe, nicht in Abkapselung und Gettogeist. Wenn die indischen Katholiken die christliche Nächstenliebe in Gesinnung, Wort und Tat der ganzen indischen Volksgemeinschaft erweisen, werden sie erfahren, daß das Wort Nehrus, die Kirche besitze in Indien Heimatrecht, nicht eine diplomatische Floskel war, sondern beglückende Wirklichkeit ist. Die übrige Welt aber wird erleben, daß der 38. Eucharistische Weltkongreß in Indien reiche Frucht erbringen wird.

#### *Aus den Missionen*

**Das Ende der christlichen Mission im Sudan** Nachdem die verschiedenen Regierungen des Sudans acht Jahre lang — eben solange es einen sudanesischen Staat gibt — die Tätigkeit der christlichen Missionen in den Südprovinzen des Landes mit ziemlicher Konsequenz einschränkten und erschwerten, machte man am 27. Februar dieses Jahres der christlichen Missionstätigkeit in diesem Lande ein Ende, indem man die noch verbliebenen Missionare auswies und sie zu Beginn des Monats März deportierte. Von der Vertreibung wurden 278 katholische und 28 protestantische Missionare betroffen, d. h. alle jene, die in den südlichen Provinzen des Landes tätig waren (deportiert wurden bisher 204 katholische Missionare; vgl. Tabelle S. 379). Die Ausweisung der Missionare bedeutet zwar das Ende der christlichen Mission im Sudan, sie stellt jedoch nur eine neue Phase in dem Konflikt zwischen der Bevölkerung der Südprovinzen und der arabischen Bevölkerung der Nordprovinzen dar, einen Konflikt, der sehr bald in einen offenen Bürgerkrieg übergehen kann und dessen Ende längst nicht abzusehen ist.

#### *Die Entwicklung des Konfliktes*

Die eigentliche Ursache des Konfliktes ist die Verschiedenheit der Bevölkerungen dieser beiden Landesteile (vgl.

Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 411; 11. Jhg., S. 416 f. und 469). Der Süden des Landes wird von einer Negerbevölkerung bewohnt, die heute auf vier Millionen geschätzt wird, darunter nach jüngsten Angaben ca. 400 000 Katholiken und 100 000 protestantische Christen. Das Gebiet, in dem es bis vor einigen Jahrzehnten nur illiterate Heiden gab, war ein besonders beliebtes Jagdgebiet der arabischen Sklavenjäger. Die aus dem Norden kommenden Muslimen waren daher von den heidnischen Negern seit Menschengedenken gefürchtet und gehaßt. Um die Sklavenjagd und den Sklavenhandel zu unterbinden, schufen die englischen Behörden ein eigenes Verwaltungsgebiet im Süden. So wurde die Eingeborenenbevölkerung zwar besonders geschützt, zugleich aber auch in ihrer zivilisatorischen Entwicklung zurückgehalten. Für die kulturelle Entwicklung sorgten in diesem Gebiet fast nur die christlichen Missionen, die hier ein eigenes Schul- und Krankenhausnetz schufen.

Die Einführung einer arabischen Verwaltung nach Beendigung der englischen Herrschaft mußte zu schweren Auseinandersetzungen führen. Für die nordsudanesischen Verwaltungsbeamten sind die Südprovinzen faktisch ein zu kolonisierendes Gebiet (und der Aufenthalt dort ist einer Strafe vergleichbar). Das Zivilisationsgefälle entspricht etwa dem zwischen Mitteleuropa und Nordafrika. Es gibt keine gemeinsame Sprache, denn nur sehr wenige Eingeborene sind des Arabischen, der offiziellen Landessprache heute, mächtig, und es gibt keine gemeinsame Religion. Was die Südprovinzen mit dem arabischen Norden gemein haben, ist allein die Staatsgrenze.

Für die Zentralregierung in Khartum stellte sich nun die Aufgabe, die Südprovinzen nicht nur zu beherrschen, sondern auch zu integrieren. Eine solche Integration ist im Sinne der Araber jedoch nur durch eine Islamisierung der Bevölkerung möglich, welche unter den gegebenen Umständen auch eine Arabisierung zur Folge haben mußte. Nur so könnte innerhalb der Grenzen des Sudans ein Staatsvolk entstehen, das durch gemeinsame Sprache und gemeinsame Religion geeint ist.

Die unmittelbaren Spannungen resultierten daraus, daß es in den Südprovinzen bereits eine, wenn auch nur sehr dünne intellektuelle Schicht gab, die vorwiegend christlich, in jedem Falle in den Missionsschulen gebildet und für eine Islamisierung kaum zu gewinnen war. Heidnische Stammeshäuptlinge sahen ihre Stellungen und Privilegien durch die nordsudanesische Verwaltung gefährdet. Zudem sind bis heute ganze Stammesgruppen jeder Zivilisierung und also auch jeder Verwaltung abhold. Die Beamten der Zentralregierung sahen sich im Süden also einer bestenfalls indifferenten, für gewöhnlich aber feindseligen Bevölkerung gegenüber. Die Zentralregierung beging von Anfang an den Fehler, ihre Ansprüche und Forderungen auch gewaltsam durchzusetzen und das Gebiet wie eine Kolonie zu verwalten. So kam es schon 1956 zu einer blutigen Militärrevolte, als sich südsudanesischen Soldaten gegen die arabische Verwaltung erhoben. Seitdem ist der Süden nie wirklich zur Ruhe gekommen. Die Bevölkerung, welche keineswegs eine geschlossene Gruppe darstellt, reagierte auf die Politik der Regierung durch einen passiven, gelegentlich aber auch aktiven Widerstand. Die Politiker des Südens, die bis zur Errichtung der Militärdiktatur auch im Parlament vertreten waren, erstrebten für dieses Gebiet wenigstens eine Kulturautonomie, doch scheint es von Anfang an auch ausgesprochen secessionisti-



sche Strömungen gegeben zu haben (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 413 ff.).

### Die Verstaatlichung der Missionsschulen

Der Widerstand der Südprovinzen gegen die Islamisierungspolitik der sudanesischen Zentralregierung wäre ohne die vorangegangene Tätigkeit der Missionen kaum denkbar gewesen. Es war ja im besonderen der christliche Bevölkerungsteil, aus dem die junge Intelligenzschicht des Südens hervorging, und die Missionsschulen waren die einzigen, die jene Bildung vermittelten, welche eine bewußte Auseinandersetzung erst möglich machte. Der Einfluß der Missionen läßt sich wohl am besten daran erkennen, daß sich die Zahl der Katholiken (1956 ca. 100 000) innerhalb von acht Jahren vervierfachte. Die Regierung setzte in der Folge alles daran, den christlichen Einfluß im Süden auszuschalten. Schon am 13. Februar 1957 gab der sudanesischer Erziehungsminister bekannt, daß die Regierung alle Missionsschulen im Süden des Landes verstaatlichen werde. Der Regierungsbeschuß wurde damals durch eine Pressekampagne vorbereitet, in der die christlichen Missionen für die Unruhen im Süden verantwortlich gemacht wurden (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 411 f.; 11. Jhg., S. 416 und 469). Dieser Beschuß wurde in den folgenden Jahren durchgeführt. Anstelle der Missionsschulen wurden zum Teil mit Hilfe der UNESCO staatliche Schulen eingerichtet und in den Dienst der Islamisierungspolitik gestellt.

Während der letzten Jahre kam es dann immer wieder zu Übergriffen der muslimischen Verwaltung mit der offensichtlichen Absicht, die Missionare, vor allem aber die christliche Bevölkerung einzuschüchtern. In der Folge wurde dann fast jede caritative Betätigung der Missionen untersagt (so z. B. die unentgeltliche Abgabe von Arzneimitteln). Im Mai 1962 wurde schließlich auch das religiöse Apostolat durch Gesetze und Verwaltungsmaßnahmen eingestellt (vgl. Herder-Korrespondenz 17. Jhg., S. 272 f.). Bis zum März 1963 wurden 163 Missionare des Landes verwiesen.

### Die endgültige Ausweisung der Missionare

Die endgültige Ausweisung aller christlichen Missionare wurde durch einen Leitartikel der in Khartum erscheinenden „Morning News“ eingeleitet, in welchem die christlichen Missionen, wie so oft, für die Unruhen in den Südprovinzen verantwortlich gemacht wurden. Noch am gleichen Tage gab der Ministerrat in einer Presseerklärung bekannt, daß alle fremden Priester und Missionare aus den drei Südprovinzen des Landes verwiesen würden. Das Innenministerium würde den Kirchen bei der Erfüllung ihrer Aufgaben beistehen, und zwar so, daß der einheimische Klerus die Funktionen der Missionen übernehmen könnte und jede fremde Einmischung ausgeschlossen würde. Zugleich sollte auch fremden Kaufleuten der Aufenthalt im Busch untersagt werden (vgl. „Neue Zürcher Zeitung“, 4. 3. 64). Die Regierung bezichtigte die Missionare, sich in die politischen Angelegenheiten des Landes eingemischt zu haben, mit dem Ziel, die nationale Einheit zu zerstören. Die Freiheit der Religionsausübung würde durch die Ausweisung der Missionare nicht berührt werden. Inzwischen wurden auch die Missionare aus den Nordprovinzen des Landes verwiesen, so daß keine ausländischen katholischen Priester mehr im Sudan verbleiben werden.

Von einer gewöhnlichen Ausweisung kann allerdings

kaum die Rede sein. Die meisten Missionare wurden inhaftiert, Missionsgebäude geplündert und manche Missionare noch unterwegs ihrer geringen Habe beraubt. So wurde z. B. eine Gruppe auf offenen Lastwagen ohne Wasser oder Nahrung zwei Tage lang durch den Busch nach Juba geschafft (vgl. „Neue Zürcher Zeitung“, 12. 3. 64).

Vorbeugend wandte sich die sudanesischer Regierung an die Regierungen der Nachbarstaaten mit der Bitte, die aus dem Sudan ausgewiesenen Missionare nicht aufzunehmen und ihnen die Niederlassung zu verweigern. Offenbar fürchtet man, daß die Missionare mit ihren persönlichen Beziehungen zu weiten Kreisen der Bevölkerung von dort aus neue Kontakte zur Bevölkerung der Südprovinzen aufnehmen könnten.

Im ganzen wurden 278 katholische und 28 protestantische Missionare des Landes verwiesen. Diese Zahl umfaßt alle Missionsangehörigen, also auch Lehrer und Ärzte. Davon wurden deportiert (nach Gebieten und Nationalitäten):

Gebiet	Priester	Brüder	Schwester	Nationalität	total
Vikariat Juba	23	12	17	Italien	52
Präfektur Mopoi	12	7	19	Italien } USA }	39
	1 Apost.	Präfekt			
Vikariat Wau	21	19	45	Italien	85
Präfektur Malakal	4			Großbrit.	28
	2			Irland	
	3	3		Niederlande	
			16	Italien	
(Zahlen nach KIPA, 13. 3. 64)					204

Es verbleiben in den Südprovinzen etwa 20 eingeborene Priester.

### Die Papstaudienz für die ausgewiesenen Missionare

Am 10. März 1964 empfing Papst Paul VI. etwa 200 der ausgewiesenen Missionare in einer besonderen Audienz. Zu Beginn seiner Ansprache sagte der Papst, daß er „mit einem Herzen voll Trauer und Bewegung“ und mit „ungeheurer Qual“ die Entwicklung im Sudan verfolgt habe. Er habe gewünscht, sie sofort „im Hause des gemeinsamen Vaters“ zu empfangen, damit der Papst der „Erste sei, der ihnen bei ihrer traurigen Rückkehr sein Wohlwollen und seinen Trost ausspricht“. Wörtlich fuhr der Papst fort: „Wie soll man nicht betrübt sein, wenn man ein Jahrhundert großherziger Bemühungen und apostolischer Sorge so schmerzvoll zu Ende gehen sieht? Die katholische Kirche hat durch ihre verdienten und heldenhaften Missionare unablässig die Lehre Christi verbreitet und dabei auch den geordneten zivilen, kulturellen und sozialen Fortschritt mit sich gebracht. Sie hat die Werke der Erziehung, der Hilfe und der Caritas vermehrt und so das Volk durch die Bande des wahren Friedens und der gegenseitigen konstruktiven Eintracht zusammengeschweißt. Nur das ist ihr Programm gewesen, das ihrer ausschließlich religiösen und wohlthätigen Sendung entspricht. Nicht der Wunsch nach Vorherrschaft, nicht Machtlust, nicht die Verfolgung materieller Interessen haben die Tätigkeit der bescheidenen und unbesiegt Priester getragen, die seit mehr als hundert Jahren die Heimat verlassen und ohne Rücksicht auf ihre heiligsten Gefühle sich für jene Bevölkerungen, die sie wie ihr eigenes Blut liebten, hingegeben haben. Leider hat in einem Teil des Landes, von dem ihr vertrieben worden seid, nun ein gewaltiger Sturm alles



aus den Angeln gehoben und so die Schafe ohne Hirten gelassen, die Werke lahmgelegt und Angst und Beunruhigung gesät.

Ehrwürdige Brüder, liebe Söhne und Töchter! Mit der ergriffenen Bezeugung eurer Unschuld, die durch die Tränen eurer Gläubigen bekräftigt wird, vereinigt sich das Bedauern in bezug auf eine Maßnahme, die der Begründung entbehrt, mit der man sie rechtfertigen will, und die im Gegensatz zum guten Namen und zum zivilen Fortschritt der Nation steht und die die heiligen und allgemeingültigen Prinzipien der Gerechtigkeit und des Friedens verletzt.

Diese Klage über die euch und anderen zusammen mit euch zuteil gewordene ungebührliche Behandlung erhebt sich daher nicht so sehr durch Unsere Stimme als vielmehr durch die Stimme der traurigen Wirklichkeit der Dinge. Jeder objektive Beobachter kann sich davon überzeugen. Immerhin möchten Wir ob der Liebe, die Wir für jenes teure Land wie für alle Völker Afrikas hegen, noch die Hoffnung nähren und ihr schon jetzt Ausdruck verleihen, daß die sudanesischen Behörden mit ruhiger Objektivität den ganzen Fragenkomplex von neuem überprüfen möchten. Es ist ein schwacher Lichtstrahl, den der Herr, der die Demütigen tröstet, in dieser Stunde der Betrübniß in unseren Seelen aufleuchten läßt. Es ist das Vertrauen, das aus den Verheißungen desjenigen entspringt, der seine Kinder in der Stunde der Drangsal nicht allein läßt, sondern daraus den Samen künftiger Fruchtbarkeit und reichen ewigen Lohn nimmt.

Auch in der gegenwärtigen Betrübniß möge euch diese glühende Sehnsucht nicht verlassen, die zum inbrünstigen Gebete wird. Und vor allem mögen wie ein Quell lebendigen Wassers die Worte des göttlichen Meisters eure Herzen laben: *Beati, qui lugent quoniam ipsi consolabuntur . . . beati, qui persecutionem patiuntur propter iustitiam, quoniam ipsorum est regnum coelorum*“ (Text nach Fides-Agentur, 11. 3. 64).

Die Ausweisung der christlichen Missionare ist ohne außenpolitische Folgen für die sudanesische Regierung geblieben. Der italienische Außenminister hat die italienische Botschaft lediglich angewiesen, das Bedauern der italienischen Regierung auszusprechen, obgleich die meisten der Ausgewiesenen italienische Staatsangehörige sind. Auch das amerikanische State Departement ließ sein Bedauern aussprechen (NCWC News Service, 29. 2. 64). Die deutsche Bundesregierung ließ auf eine Anfrage des Abgeordneten Hermann Biechele (CDU) im Bundestag durch Außenminister Schröder erklären, daß die Ausweisung der christlichen Missionare eine innenpolitische Maßnahme sei, auf die die Bundesregierung keinen Einfluß nehmen könne (KIPA, 7. 3. 64), doch habe sie der Botschaft des Sudans in Bonn mitgeteilt, daß die Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland diesen Aktionen nicht teilnahmslos gegenüberstehe.

#### *Die Situation nach den Ausweisungen*

Eine unmittelbare Folge der Ausweisungen ist, daß in den Südprovinzen nun kaum noch Priester tätig sind. Das Versprechen der Zentralregierung, den einheimischen Klerus zu fördern, wäre also selbst dann wertlos, wenn es ernst gemeint wäre. Indessen haben Beamte der Zentralregierung in den letzten Jahren alles mögliche unternommen, um Christen und Heiden zum Islam zu bekehren, sei es durch Versprechungen, sei es durch schikanöse Repressionen.

Es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, daß die Regierung ihre Politik in dieser Hinsicht ändern würde. Nachrichten über die allgemeine Situation in den Südprovinzen fehlen fast gänzlich. Offenbar herrscht aber seit mehr als einem Jahr ein bürgerkriegsähnlicher Zustand, und die Regierung muß einen großen Teil der Armee einsetzen, um das Gebiet unter Kontrolle zu halten. Die Widerstandsbewegung verfolgt heute ausgesprochen sezessionistische Ziele. Sie wird von Flüchtlingen in den Nachbarländern unterstützt, deren Zahl auf 80 000 bis 100 000 geschätzt wird; etwa 40 000 Menschen sollen zur Zeit im Busch flüchtig sein.

Wenn auch der Widerstand der Südprovinzen gegen die Islamisierungspolitik des Nordens ohne die bisherige Tätigkeit der Mission schwer denkbar ist, so wäre es jedoch falsch, die sudanesische Sezessionsbewegung mit einer christlichen Abwehrbewegung zu identifizieren. Sie wäre sicherlich auch entstanden, wenn der Süden heidnisch geblieben wäre. Die Sezessionsbewegung scheint vielmehr alle Merkmale einer Emanzipationsbewegung zu tragen, wie sie heute in allen Kolonialgebieten auftritt. Daß sie auch von Christen getragen und unterstützt wird, besagt wenig über ihr Wesen.

Aus verschiedenen Äußerungen ist zu entnehmen, daß die Zentralregierung heute entschlossen ist, die Bevölkerung des Südens mit allen Mitteln zu unterwerfen, auch wenn ein Teil der Bevölkerung vernichtet werden müßte. Die Ausweisung der Missionare geschah wohl nicht zuletzt auch deshalb, weil man unliebsame Zeugen fernhalten wollte. Ob die Zentralregierung heute allerdings noch in der Lage ist, dieses Gebiet wirklich zu beherrschen, ist mehr als fraglich. Die Unterwerfungsaktion kann zu einem sehr langwierigen Bürgerkrieg führen, besonders dann, wenn die Nachbarstaaten die Südsudanesischen durch Waffenlieferungen unterstützen. Für diese Nachbarstaaten ist der Konflikt zwischen den arabischen Nordprovinzen und den Negerprovinzen im Süden nicht zuletzt auch eine Sicherheitsfrage, denn der Sudan könnte sehr wohl auch weitere Gebiete beanspruchen. Ein selbständiger Negerstaat im Süden des Sudans würde eine willkommene Pufferzone bilden, wobei die Frage, ob dieser Staat ökonomisch lebensfähig wäre, wohl kaum zu beantworten ist. Die Ausweisung der christlichen Missionare kann sich als ein schwerer politischer Fehler erweisen, denn die christlichen Missionare übten bisher einen mäßigen Einfluß auf die Bevölkerung aus.

## Ökumenische Nachrichten

### **Krisenzeichen im Weltrat der Kirchen?**

Mit Rücksicht auf die Zweite Session des Vatikanischen Konzils und das Schema „De Oecumenismo“, das bekanntlich vom Weltrat der Kirchen keine ausdrückliche Kenntnis nahm — was auch von einigen Konzilsvätern beanstandet wurde (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 196) —, haben wir in diesem Jahrgang besonders großen Wert darauf gelegt, das Selbstverständnis des Weltrates mit Sorgfalt und ausführlich zu dokumentieren, so auch die Botschaft von Odessa (vgl. ds. Jhg., S. 333 f.). Deshalb wurden kritische Stimmen, die aus ökumenischen Kreisen über den Weltrat der Kirchen, auch über Odessa, laut wurden, fortgelassen, denn es ist nötig, daß die Katholiken zunächst einmal die Wirklichkeit dieser großartigen und bewährten Institution besser kennenlernen, die mit